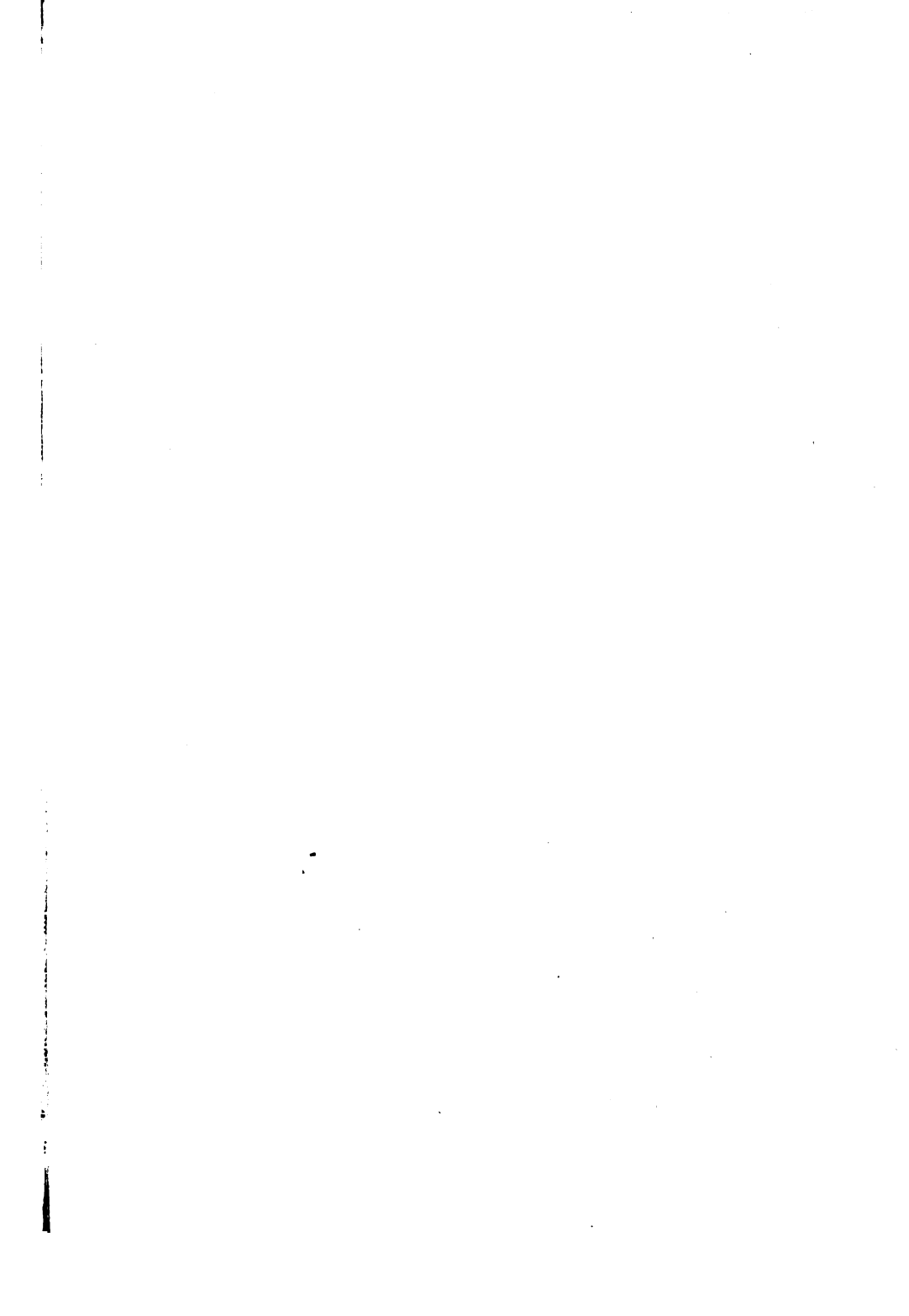




NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY



EVANSTON
ILLINOIS





Nr. 60
der signierten Vorzugsausgabe

*

Kurioser Almanach
für Buchdrucker, Buchgewerbler, Buchfreunde



Die
Zeugliste
1922



Herausgegeben von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig
Verlag von Julius Mäfer
Leipzig-K.

090
262
1922

**Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes,
vorbehalten.**

Copyright 1921 by Julius Mäser, Leipzig.



Die unberührt vom Alltagslärm führt die „Zeugkiste“ in irgendeinem stillen Winkel des Setzsaales ein beschauliches Dasein. In keiner Buchdruckerei fehlt sie, denn sie ist die Kumpelkiste des Setzers und zugleich das Altershospital invalider Lettern. Wie der Älter dem „Sarg“ seine verätzten Platten, so vertraut der Setzer der „Zeugkiste“ alte abgequetschte oder zerbrochene Buchstaben, beschädigte Klischees, verbogene Messinglinien, kurz das „Zeug“ an. Und täglich prasseln neue Gäste, einzeln oder in Scharen, wie ein Donnerwetter auf die Insassen der Zeugkiste herab. Aber diese bunte Gesellschaft seltsamer metallener Gefellen mit ihren merkwürdigen Schicksalen bleibt nicht für immer vereint. Von Zeit zu Zeit findet eine Sichtung nach Böcken und Schafen statt, d. h. die Zwiebelstische werden aufgesetzt, und da finden sich neben invaliden Lettern nicht selten längst vermiste, brauchbare Buchstaben, verwendbare Zierstücke u. a. Und so mancher „verlorene Sohn“ wird mit Freuden begrüßt, einem langen, ruhmlosen Scheindasein in der Zeugkiste entrissen und erneut seiner eigentlichen Bestimmung, nämlich der Vervielfältigung zu dienen, zugeführt.

Das ist die Zeugliste; aber sie ist nicht nur das allein. „Die Zeugliste“ ist zugleich ein kurioser Almanach für Buchdrucker und Buchfreunde. Auch der Inhalt dieser „Zeugliste“ besteht aus Buchstaben und Klischees, Messinglinien und Zierat, aber nicht in chaotischem Durcheinander, sondern zu kleinen, lehrreichen, amüsanten oder kuriosen Beiträgen vereint. Dieser reichillustrierte Almanach wird alljährlich im Herbst erscheinen und in buntem Wechsel Unterhaltendes und Belehrendes, Ernstes und Heiteres, Vereintes und Ungereimtes, Altes und Neues über das Buch und das Druckblatt, seine Geschichte, Schicksale und Kultur, über Episoden aus dem Leben berühmter Buchschreiber und Buchdrucker, Papiermacher und Schriftgießer, Buchbinder und Buchhändler u. a. bringen. Er wird den Leser in die Schreibstube des Mönchs und in die Werkstatt des Druckers, in die Bibliothek des Sammlers und in die Bücherläden führen, er wird über seltene und sonderbare Bücher, über merkwürdige Druckverfahren, über alte Zunftgebräuche u. a. berichten. Damit sind die Ziele der „Zeugliste“ freilich noch nicht erschöpft. Es fehlt heute mehr als je an Gelegenheiten zu scharfer und wo nötig zu schonungsloser Kritik. Wir brauchen sie heute mehr als je. Die „Zeugliste“ wird so manches aussprechen, so manches glossieren, was in einem Fachorgan aus wirtschaftlichen Rücksichten unterdrückt werden muß. Die „Zeugliste“ will aber für alles Schöne und Wertvolle sich einsetzen im Sinne wahrer Buchkunst.

VORWORT

Die kleinen, in sich abgeschlossenen, literarischen Beiträge, die der Feder bewährter Sachleute und bekannter Gelehrter entstammen, sind möglichst verschiedenartig ausgestaltet; denn das, was bei jedem anderen Werke als unerläßliche Voraussetzung gilt, die Einheitlichkeit, die würde der „Zeugkiste“ ihre Wesensart nehmen. Und ebenso bunt und wechselvoll wie Inhalt und Buchschmuck sind die Bildbeigaben. Schriftsteller und Künstler, die Eigenartiges zu bieten wissen, werden hier eine Heimstätte finden.

Leipzig, im Herbst 1921

Der Herausgeber





Rudolf Engel-Hardt, Leipzig:
„Morgen auf dem Stiebitzberg“ (bei Bischofswerda)

BERÜHMTE BUCHDRUCKER

IHR LEBEN UND WIRKEN

I.

Günther Zainer

Augsburgs erster Drucker

Von Museumsdirektor Professor Dr. Albert Schramm
Leipzig



Um die Mitte des 15. Jahrhunderts ist die Buchdruckerkunst erfunden worden. Nicht viel mehr als ein Jahrzehnt war nötig, um sie an allen Orten einzubürgern, in denen reges geistiges Leben herrschte. Zu diesen Städten zählte damals die alte Augusta Vindelicorum, das heutige Augsburg. Handel und Industrie, Wissenschaft und Kunst blühten dort wie kaum in einer andern Stadt. Hier war ein Boden sondergleichen für eine ersprießliche und fruchtbare Drucktätigkeit. Ein Mann von Geschick und Fleiß, von Wissen und Tatkraft konnte hier bahnbrechend und segensreich wirken; und dieser Mann war Günther Zainer.

Über Günther Zainers Leben wissen wir nicht viel. Er selbst nennt sich Günther Zainer aus Reutlingen, wie auch der Ulmer Drucker dieser Zeit, Johann Zainer, sich als aus Reutlingen stammend bezeichnet. Ob die beiden Drucker Brüder gewesen sind oder sonst in einem verwandtschaftlichen Verhältnis standen, läßt sich nicht feststellen. Beide finden wir in den 60er Jahren des 15. Jahrhunderts in Straßburg, wo sie wohl bei Mentel die Buchdruckerkunst erlernt haben. Günther Zainer wandte sich dann nach Augsburg, wo er vor dem 12. März 1468, an welchem Tage sein erster datierter Druck erscheint, sich niedergelassen haben muß. Seine Tätigkeit in

Augsburg war kurz, aber ergebnisreich. Am 13. April 1478 ist Günther Zainer bereits gestorben.

Fast 100 Werke sind in der knappen Spanne von rund zehn Jahren aus seiner Offizin hervorgegangen, eine gewaltige Leistung, wenn man die damalige Drucktechnik bedenkt und dabei berücksichtigt, daß eine ganze Anzahl großer und dicker Folianten sich unter diesen Drucken befindet. Des Dominikaners Johannes Valbus „Catholicon“, das am 30. April 1469 die Presse Günther Zainers verließ, ist ein Foliant von 522 Blatt, das ist 1044 Seiten Umfang. Noch etwas umfangreicher sind die Drücke: Thomas de Aquino, Catena (528 Blatt) und die deutsche Bibel in zwei Bänden (532 Blatt). Daneben stehen Bände von 900 und 800 Seiten, wie Raynerus de Pisis: Pantheologia, Jacobus de Voragine: Heiligenlegenden, die Ausgaben des Plenariums usw.

Nicht nur die Quantität müssen wir bei Günther Zainer bewundern, auch die Qualität seiner Bücher flößt uns Respekt vor dem Meister ein. Schon das Papier, das er für seine Drücke verwendet, ist vortrefflich. Es ist eine wahre Freude, seine Bände zu durchblättern, besonders wenn man schöne, breitrandige Exemplare zur Hand bekommt. Und zu dem Papier stimmt die tiefschwarze Farbe und die Schönheit der Type.

Neben der üblichen gotischen Schrift, die er in verschiedenen schönen Typen braucht, hat Günther Zainer bei seinen Drucken auch „runde Buchstaben“, was wir heute „Antiqua“ nennen, verwandt, „um nicht den Italienern nachzustehen“, bei denen sie bereits seit 1467 in den Druckwerken vorkommen. Günther Zainer ist es ferner gewesen, der Holzschnittinitialen zum ersten Male in großer Zahl in seinen Drucken gebraucht, zunächst in einfacher Form, später mit Blattwerk geschmückt, um schließlich bei seinem Bibelwerk Bildinitialen zu verwenden. Letzteres Werk zeigt übrigens am Schluß auch das Druckerfignet: ein wilder Mann, der ein Wappenschild mit einem gekrönten Löwen hält, während eine Keule am Boden liegt.



Ich kam auff ein gewilte wege
 Do sach ich zü der selben tzeit
 Ein übel wepß das ist war
 Strepten mit des teuffels schar
 Es geschach auff ein morgen frü
 Die teuffel setzē dē übeln weib zü
 Wie mangelte schalchhait
 Einer schwür auff seinen epd
 Er wölte grouße ding began
 Wölte das übel weib allein bekā
 Die hielten gegen einander
 Die teuffel mit grem paner
 Das übel weib stünd allein dort
 Vnd sprach grauwicheliche wort
 Wol her ir teuffel alle gemein
 Beide grouß vnd auch klein
 Wir wölten an ander peyssen
 Zerten geymmen vnd reysen
 Die zerrisß in hundert stund
 Der teuffel mer dān tausent
 Ir aller meyster der lag tot
 Do hüb sich angst vnd not
 Vber das übel weib also
 We we sie thut vns allen also
 Do sprach ein teuffelischer man
 Von dem strept süllen wir lan
 Vnd wirt in die helle faren
 Da müge wir vns wol bewaren
 Vnd do sie in die helle komen
 Ir einer sprach beg namen
 Vn were wir lenger hie gewese
 Vnser häner wer vor ir genesen

Von der bösen vnseligen dget
 Ir aller spn in das to rget
 Wol vns lieben gesellen mein
 Das wir also enetunnen sein
 Wann wer mit übeln weiben
 Sein tzeit müß hie verreyhen
 Dem wer vil weget der tod
 Denn das er höme in folte not
 Ist sie übel vnd arg von art
 We im das er ge geboren wart
 Ist er traurig so ist sie fro
 Wil er denn sunst sie will so
 Wil er gen sie wil lauffen
 Wil er stelen sie wil rauffen
 Wil er traben sie wil tzelten
 Wil er hpfeln sie wil schelten
 Wil er essen sie wil trincken
 Wil er springen sie wil hincken
 Wil er denn ligen sie wil sitzen
 Wil er auffsten sie wil schwitzen
 Wil er denn halt sie wil begiff
 Do er sie nart so läst sy ein scheiff
 Sy gat zu einem pfaffen
 Also kan sie es geschaffen
 Darumb wer ein übel wepß hab
 Der thū sich ir beg tzeit ab
 Vnd fure sie da in die hellen
 Zü den teuffelischen gesellen
 Das ist von den übeln wepßen
 Die tugenthafften legd verreyhen
 Des das übel wepß nit enkan
 Darumb hasset sie geytman

Figur 1. Einblattdruck „Ich kam auff ein gewilte wege“.

Die Omega-Strahlen



Von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig



Voll Interesse hatte Heinz Germann den phantastischen Ausführungen seines Freundes gelauscht. „Ein Gelingen deines Planes bedeutete demnach nichts mehr und nichts weniger als das Ende der schwarzen Kunst?“ „Ja und nein. Man wird sich umstellen müssen, für den Farbendruck werden nach wie vor Schnellpressen laufen, aber die Massenauflagen von Prospekten und dergleichen werden meine Omega-Strahlen schneller drucken als die schnellste Rotationsmaschine der Welt. Noch bin ich nicht am Ziele, aber wenn das neue Elektrolit meine Erwartungen erfüllt, dann kann der Erfolg meines jahrelangen Mühens nicht ausbleiben. Noch eines übrigens, lieber Heinz, was du heute sehen wirst, verschließ es in deiner Brust: Sprich zu niemand darüber, du weißt, wie man in den Kreisen meiner Bekannten über den verrückten Rottloff bereits spricht und was für mich ein vorzeitiges Bekanntwerden meiner Erfindung bedeutet.“

Werner Rottloff, ein schlanker Mann Anfang der Dreißiger, mit sympathischen, energischen Gesichtszügen, strich sich das lange, dunkle Haar aus der Stirn, warf den Rest einer Zigarette in eine Aschenschale und schloß ein Nebenzimmer auf.

Voll Spannung folgte Germann seinem Freunde in dessen Laboratorium, einen langgestreckten Raum an der Hinterfront des Apothekerhauses. Durch zwei große Fenster fiel das Licht des zur Neige gehenden Tages. Der Sonnenball war bereits verschwunden, hellviolette Wölkchen mit goldenen Säumen schwebten

am lichtgelben Abendhimmel. Unter den Fenstern rauschten die Wasser der Pegnitz, stauten sich am Wehr der Färberei und schossen über den Staudamm hinab.

Rottloff hatte hinter sich die Tür sorgfältig abgeschlossen und weidete sich nun am Staunen seines intimsten Freundes. Wer hätte da wohl nicht staunen sollen! Auf langen, schweren Tischen standen gewaltige elektrische Apparate seltsamster Art. Fingerstarke Kupfertabel umkreisten in weitem Abstände riesige Spulen. Auf einem schweren Gestell ein Motor mit einer eigenartigen Maschine, angeblich einer Hochfrequenzmaschine neuester Bauart. An der Wand eine Schalttafel mit zahllosen Hebeln und Meßinstrumenten, auf Wandbrettern merkwürdige Glasinstrumente und an die Wände gelehnt lange Stapel Papier, eisenumgürtet. Ganze Serien von Drähten und Kabeln vom Schaltbrett nach den Apparaten, von dort zu den Stapeln.

„Was du hier siehst, wird in Zukunft den Maschinenaal einer Druckerei darstellen; die Seherei dürfte künftig auch etwas anders aussehen lernen. Nun nimm bitte dort vorn an der Tür Platz. Sollte etwas passieren, so öffne sofort die Tür, dort links ist ein Schalter“. Rottloff hatte eine kleine Glühbirne eingeschaltet; ihr roter Schein kämpfte mit dem Licht des scheidenden Tages. Sorgfältig schloß er die Fensterläden, sodann die Fenster. —

„Warum das?“

„Ja, lieber Heinz, wie du gleich sehen wirst, möchte man meinen Fenstern mehr Aufmerksamkeit zollen, als mir lieb ist, und da drüben in der Färberei arbeiten sie oft bis in die Nacht hinein. Das heißt, meinetwegen mögen sie arbeiten, das Maschinengebröhl von drüben und die rauschende Pegnitz lassen das Geräusch meiner Maschinen nicht bis auf die Straße dringen. Freilich, meine sehr verehrten Eltern sind nicht erbaut über die neue Störung, die durch meine neuen Maschinen verursacht wird. Es ließ sich jedoch nicht vermeiden; mit dem Strom des städtischen Leitungsnetzes kam ich nicht zuwege, das beantragte

Rabel für 100 Ampere führte mir städtische Beamte ins Haus, deren sachmännisch interessierte Fragen mir lästig wurden. So habe ich eben noch einmal 14 000 Mark geopfert und habe meine Stromquelle dort in jenem Maschinensatz selbst."

"So, nun gib acht! Hier auf dem Tische dieser Stapel enthält 12 000 Blatt einfaches Werkdruckpapier. Hier nach dieser Seite zu reagiert es auf die Omega-Strahlen. Hier hast du die Schablonen." Er hob eine auf eine starke Glasplatte gepresste Metallfolie hoch, die einen Schriftsatz negativ geätzt enthielt. "Gold gitterartige Schablonen in gegenseitiger Übereinstimmung finden sich rechts und links des Stapels. Überzeuge dich, das Papier ist völlig weiß."

Mit wenigen Griffen hatte er den Stapel wieder geschlossen. Einige Hantierungen an der Schalttafel und die beiden Maschinen begannen zu arbeiten. Langsam drehten sich die Anker, dann immer schneller, bis sich das Klatschen der Riementkupplung im Rasen der rotierenden Massen verlor. Leise schwankte das rote Lämpchen, der Tisch zitterte, und irgendwo klirrten Glasinstrumente aneinander. Rottloff hantierte immer noch an der Schalttafel, die Birne erlosch, alles war in Dunkel gehüllt, nur am Kollektor des Motors knisterten Funken.

"Na, Werner, wozu diese Finsternis, ich sehe ja die Hand vor den — —." Ihm erstarb das Wort im Munde. Mit einem Krachen, das einem Donnerschlag nicht unähnlich war, schlug eine mächtige Feuergarbe zwischen den beiden Riesenspulen über. Diese und die Nebenapparate standen wie in blaues, magisches Licht gehüllt; die Metallteile reflektierten die gewaltigen Entladungen hochgespannter Ströme.

Eine Unterhaltung schien unmöglich. Im Scheine der Aureole glaubte Heinz, ein feines ironisches Lächeln um die Mundwinkel seines Freundes spielen zu sehen; da erlosch die blendende Erscheinung und mit ihr erstarb das Krachen der Entladung. Nun heulten nur noch die Maschinen.

„So, jetzt drude ich!“ schrie Rottloff seinem Freunde zu. „Ungeheure elektrische Energie durchrast den Stapel und bewirkt gehorsam durch chemischen Prozeß den Druck meines Satzes. In einer Minute bin ich fertig!“

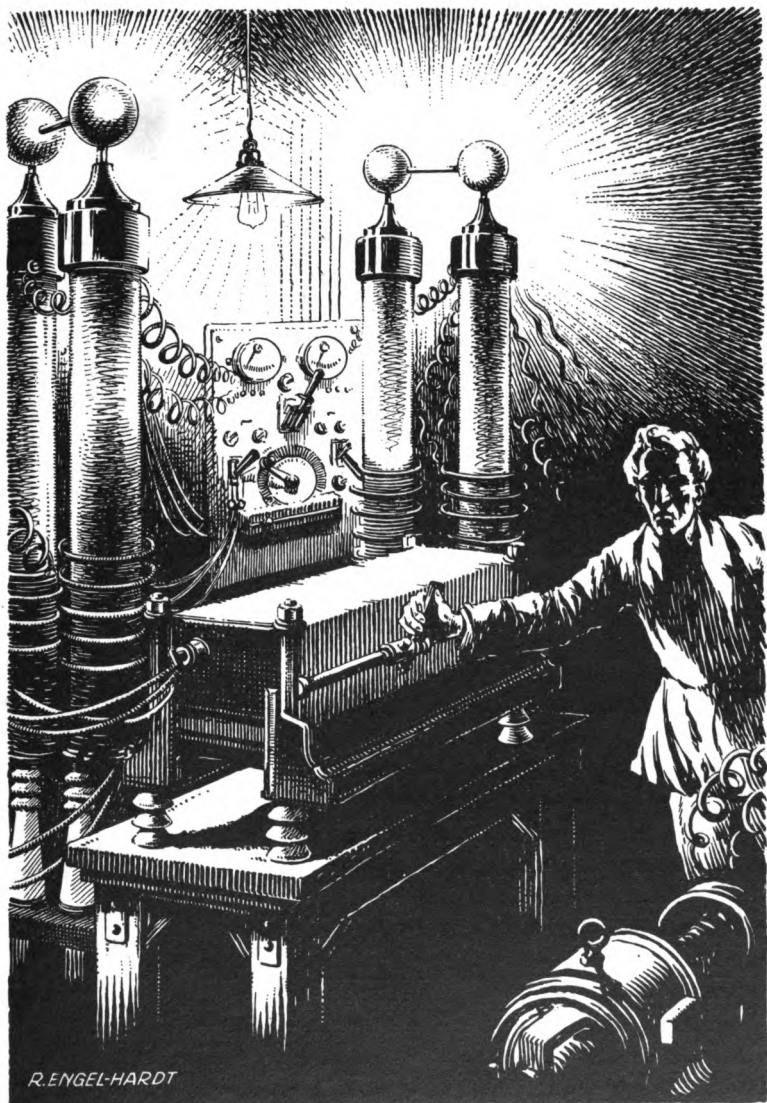
Heinz verharrte in atemloser Spannung. Ohne Zweifel, hier geschah Unglaubliches.

Einige Griffe am Schalter, hell erleuchtet der Raum, das Ausklingen des Geräusches ausgerüsteter Motoren, vorbei der grandiose Höllenpfad. — —

„Ist dir wohl etwas schwül geworden, lieber Heinz? Na, es hat keine drei Minuten gedauert, bist Zeuge der Geburt einer zweiten Erfindung der Druckkunst geworden.“ Werner Rottloff sagte es nicht ohne Stolz. Mit einigen Handgriffen löste er die Klammern, die die Auflage zu einem festen Stapel verbanden. „Da hast du frische Drude, soviel dein Herz begehrt. Wie ich dir aber schon sagte, erfüllen sich noch nicht die Ansprüche, die zu stellen man berechtigt ist. Die ganze Auflage ist vorläufig noch grau, es wird noch manches Versuches bedürfen, ehe sich die Drude tiefschwarz zeigen werden, aber in einigen Wochen bin ich, so hoffe ich, endlich am Ziel.“

Heinz Germann betrachtete mit maßlosem Staunen die elektrisch bewirkten Drude. „Über Menschenskind, das ist ja geradezu phänomenal. Ich gratuliere dir von ganzem Herzen, du bist ja auf dem besten Wege, dich unsterblich zu machen. Ich bewundere vor allem die Schärfe des Druckes und die Gleichmäßigkeit der Auflage: da ist doch der erste Abzug wie der letzte!“

„Ja, was meinst du aber wohl, was für Kopfzerbrechen, wieviel schlaflose Nächte, wie zahllose Versuche gerade diese Schärfe des Druckes mich gekostet hat. Ursprünglich sah alles völlig verschwommen aus. Die Augen schmerzten beim Lesen. Ich war mehr als einmal dabei, die ganze Sache an den Nagel zu hängen. Aber du kennst mich, einen einmal gefaßten Plan gebe ich so leicht



nicht auf, und heute bin ich glücklich, daß ich nicht auf halbem Wege abbaute."

Die Freunde plauderten noch lange über die Möglichkeiten einer Auswertung dieser vielversprechenden Erfindung. Es war spät, als sie sich trennten. —

Heinz sog tief die frische Nachtlust ein und strebte seinem Heim, einem alten Hause in der Nähe des Spittlertores zu. Er stand noch ganz unter dem Eindruck des Erlebten. Fürwahr, Nürnbergs Mauern hatten Großes schon gesehen, und bedeutende Männer hatten hier gewirkt. Hier in dieser alten Stadt, für die er schon als Lehrling geschwärmt hatte, war so vieles, das an die glanzvolle Vergangenheit früherer Jahrhunderte erinnerte. Mit ihren mächtigen Mauern und trotzigen Türmen, mit ihren hochragenden Kirchen und zierlichen Brunnen erinnerte sie an einstige hohe Kunstblüte im Mittelalter. Und diesen Reiz spürte er immer von neuem beim Anblick jener malerischen, aufsteigenden und abfallenden Straßen, der alten Häuser mit den kufissenartig vorgeschobenen Dächern, beim Anblick der Erker und Törlein, der Brücken und Mauern, Wehrgänge und Brüstungen. Würde nicht auch der Name seines lieben verehrten Freundes genannt werden, wenn man neben den Künstlern, die diese Stadt hervorbrachte, auch der Gelehrten und Erfinder gedachte? Würde man nicht stolz den Namen Werner Rottloffs, als des genialen Erfinders des elektrischen Massendrucks nennen, wenn man des Wirkens eines Regiomontanus, jenes großen Mathematikers, oder der genialen Erfindungen eines Peter Henlein, Traksdorff oder Erasmus Ebner gedachte? Und er fühlte sich glücklich in dem Gedanken, daß dieser hochgebildete und begabte junge Gelehrte, so konnte man Rottloff wohl nennen, ihn durch seine Freundschaft auszeichnete.

Heinz Germann war erst seit einem halben Jahre in Nürnberg, er wirkte in der Akzidenzabteilung einer Nürnberger Tageszeitung als Akzidenzfaktor und hatte gelegentlich die Bekannt-

schaft Werner Rottloffs, eines Linotypesetzers, gemacht. Ihre Unterhaltung hatte schon nach einer kleinen Viertelstunde das Gemeinsame ihres Denkens hervortreten lassen: das Schwärmerische für alles Ungewöhnliche, Seltsame, für Erfindungen und Entdeckungen, für Technik und Naturwissenschaft war beiden gemeinsam. Mit der Zeit hatte Rottloff, der in der ganzen Druckerei zwar als sehr gebildeter Mann von großem Können und Wissen, zugleich aber als sehr zurückhaltender Mensch galt, sich immer mehr zu Werner Germann hingezogen gefühlt, und bei einem gemeinsamen Besuche des Germanischen Museums hatte die Betrachtung der jahrhundertealten Elektrifiziermaschinen das Thema auf die Elektrizität und schließlich auf die Versuche Rottloffs gebracht. Mit einiger Beschämung erinnerte sich Germann, damals etwas recht skeptisch gelächelt zu haben, als Rottloff ihm sagte: „Ich glaube, einem Verfahren, elektrisch ohne Schrift und Druderschwärze zu drucken, auf der Spur zu sein.“ Heute wußte er aber, daß sein Freund im Begriffe war, die Menschheit um eine Erfindung zu bereichern, deren Folgen unabsehbare sein würden.

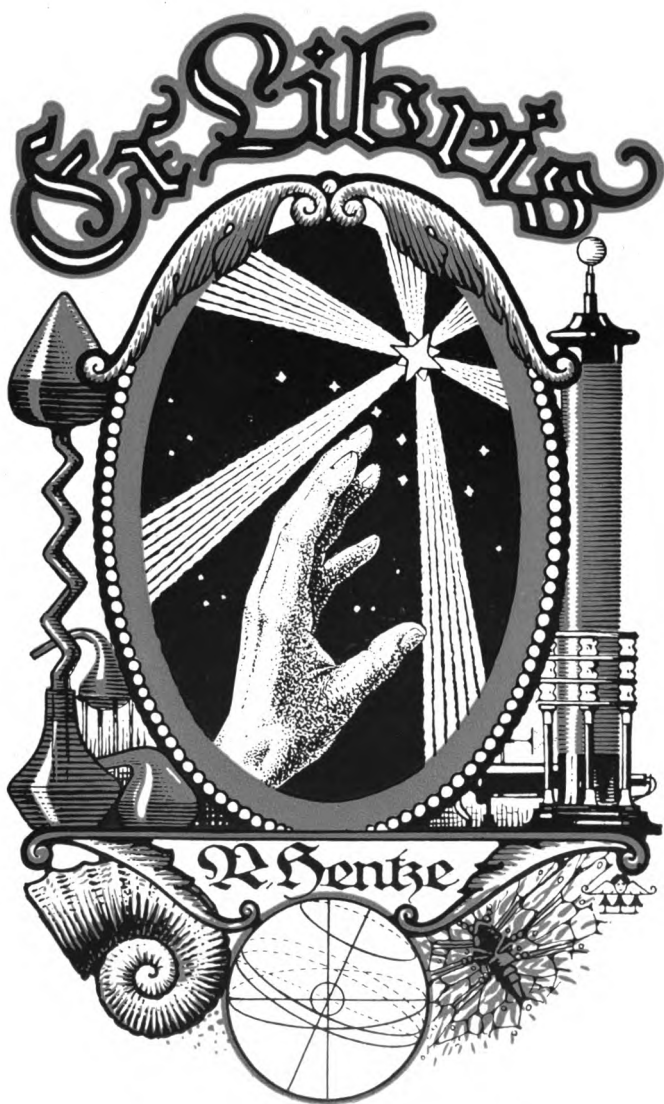
Über die Privatverhältnisse Rottloffs vermochte sich Werner Germann ein annähernd klares Bild zu machen, hatte ihm doch Werner hie und da von seinen Eltern, seiner Kindheit, seinem Streben und seinen Versuchen erzählt. Der junge Rottloff war demnach schon immer ein Eigenbrödlar gewesen. Der Hang zum Phantastischen war in seiner Familie von jeher deutlich in die Erscheinung getreten. Ein Bruder von Rottloff war Goldgräber in Alaska, ein zweiter Astronom, und er hatte sich, den Absichten seines Vaters, eines angesehenen Apothekers, zum Trotz für den Buchdruckerberuf entschieden. Sein Hang zum Ungewöhnlichen, seine Neigung, allem Seltsamen nachzuspüren, zeigte sich bereits in der Schule. Für physikalische Versuche, für mathematische Spielereien und dergleichen verspürte er bereits als Schüler Neigung. Das Perpetuum mobile hatte ihn und seine Schulgefähr-

ten zu merkwürdigen Gedankengängen verleitet. Die *materia prima*, der Stein der Weisen, Theriak, und anderes hatte ihr besonderes Interesse gefunden. Bei Wahl des Berufes entschied sich Rottloff kurz entschlossen für den des Buchdruckers. Er verließ darum als Siebzehnjähriger mit einer ausgezeichneten Gesamtnote die Obersekunda des Gymnasiums und trat in einer angesehenen Nürnberger Buchdruckerei als Volontär ein. Das Mystische des Buchdruckerberufes verflog bald und ließ ihn erhöhtes Interesse am Maschinensatz finden. Hier war er in seinem Element, und doch, wie oft mochten seine Gedanken daheim bei seinen Spulen und Maschinen gewesen sein. Mochte ein gütiges Geschick seinem Plane zum Erfolg verhelfen.

* * *

Acht Wochen später. Werner Rottloff befand sich in ungeheurer Aufregung. Er pflegte sein Mittagssbrot in der elterlichen Wohnung einzunehmen und die ihm bis zu Beginn der Nachmittagsarbeit verbleibende Zeit für eine Durchsicht der eingegangenen Post zu verwenden. Heute mittag hatte sich außer einigen physikalischen Zeitschriften und zwei Briefen, die er achtlos zur Seite legte, eine Patentschrift und ein Zeitungsausschnitt befunden. Vereinbarungsgemäß sandte ihm ein Patentanwalt am Plaze regelmäßig jene Patentschriften, die sich mit neuen Arten der Vervielfältigungen usw. befaßten. Er hatte mehr als einmal schon beim Lesen der Beschreibung neuer Druckverfahren gelächelt: nichts wie Hoffnungen, Ideen, Utopien, die sich in die Wirklichkeit nie würden übersetzen lassen. Er würde anders vorgehen. Erst mußte seine Erfindung völlig ausgereift sein, dann sollte zugleich mit der Erteilung des Schutzes ein Reklamesfeldzug in die Wege geleitet werden.

Aber was war das? Ein Zeitungsausschnitt, auf ein Formular des Patentanwaltes geklebt. Flüchtig überflog er den Wortlaut der Zeitungsnotiz: „Druckverfahren mit Hilfe einer



Rudolf Engel-Hardt, Leipzig: „Exlibris R. Henke“

elektrischen Strahlenart — Schablonendruck durch Zersetzung des Elektrolyts — Massenaufgaben — Patente sollen in Kürze angemeldet werden.“ Ja, sah er denn in des Teufels Namen recht? War denn solch eine Duplizität der Ideen möglich? Konnte in Darmstadt einer das gleiche ersinnen, was er hier in Nürnberg nach unendlichen Mühen endlich hoffte gefunden zu haben? Drohte hier nicht, ein eventuell entstehender Prioritätsstreit ihn letzten Endes um die Früchte seines Erfolges, ja um den sauerverdienten Lohn seiner mehrjährigen Mühen zu bringen? Gelangte dieser Ingenieur W. von Klemm mit Hilfe seiner elektrischen Strahlen nur einen Tag eher als er zum gleichen Ziele, wie er mit Hilfe der Omega-Strahlen zu gelangen hoffte, so daß diesem Ingenieur der Schutz auf sein anscheinend ähnliches Verfahren erteilt wurde, so war er vom Glück betrogen. Hier galt es zu handeln, er durfte keine Zeit mehr verlieren. —

Wenn es nur erst 5 Uhr nachmittags wäre. Heute taugte er nicht für intensives Arbeiten an der Linotype. Seine Gedanken kreisten fieberhaft: Klemm — Darmstadt — Schablonendruck — unbekannte elektrische Strahlenart — usw. So fehlerhaft hatte er lange nicht gesetzt. Der Korrektor, der ihm die korrigierten Fahnen an die Maschine brachte, lächelte: „Heute wohl etwas zerstreut, lieber Herr Rottloff?“

„Scheint so, Herr Schmidt, fühle mich nicht recht wohl, bin nicht recht bei der Sache gewesen.“

Endlich 5 Uhr. Eine halbe Stunde später befand sich Rottloff bereits im Laboratorium. Wie unverantwortlich, daß er nach dem Eintreffen des neuen Elektrolyts und der übrigen Chemikalien nicht gleich Versuche nach jener Richtung hin unternommen hatte, die Professor M. in einer der letzten Nummern der Physikalischen Zeitung ihm ungewollt gewiesen hatte. Diese Zeitvergeudung konnte ihm teuer zu stehen kommen.

Ihm zitterten die Hände, so aufgeregt war er lange nicht gewesen. Nun bloß kühles Blut bewahren, jeder mißlungene Ver-

sich drückt natürlich die Stimmung herab. Aber darüber war er sich ja vollkommen im klaren: das Problem, dem er nachjagte, war nicht im Handumdrehen gelöst. Er hatte für heute nur acht Stapel Papier zur Verfügung; er teilte jeden vorsichtshalber in mehrere Stöße. Wenn er je 500 Blatt durchstrahlte, so ließ sich auch bereits vollkommen übersehen, ob er demersehnten Ziele näher kam oder nicht. Die Versuche begannen. Für ihn hatte heute das herrliche Schauspiel der gewaltigen Entladungen, die Pracht der blauen Lichterscheinungen keinen Reiz; heute mußte es gelingen.

Drei Versuche waren mißglückt. Fast schien es, als sei die Spannung zu hoch. Er stellte an den gewaltigen Spulen, schaltete Kondensatoren aus, änderte an den komplizierten Schaltungen. Wieder heulten die Maschinen, Hebelgriffe — die Omega-Strahlen traten in Wirksamkeit. Aufreißen des Stapels — Enttäuschung. Versuch um Versuch.

Zwei Uhr nachts. Eine heiße, stickige, ölgeschwängerte Luft. Scharfer Ozongeruch.

„Gott, diese Hitze!“ Rottloffs Stirn glüht. „Bloß erst einmal frische Luft schnappen.“ Er reißt das Fenster auf, draußen brodeln Nebel über der Pegnitz. Das Licht einer Straßenlaterne von drüben kann sich kaum behaupten. Mächtliche Stille. Ein Hund heult. „Natürlich drüben in der Färberei wie immer Nachtschicht.“ Also auch dort eifrige Menschen am Werke. Wie ihn das beruhigt. Nein, er ist nicht im geringsten müde. Bis um 4 Uhr kann er noch laborieren.

Seine Zigarette verglimmt; er schließt fröstelnd das Fenster, schaltet alle Lampen ein. — — Halt, hatte er denn schon einmal versucht, das Papier leicht geseuchtet zu drucken, konnte nicht dadurch die aktive Seite um so empfindlicher werden und die zersetzende Kraft des Stromes energischer auf das Elektrolyt einwirken? Es kam auf einen Versuch an.

Ein Kessel Wasser kochte schnell. Eine Anzahl Lagen Papier zu 10, 15 Blatt vom neuen Stapel waren in wenigen Minuten

gefeuchtet. Hinein in die Klammern! Ein Anziehen, Maschinen einrücken, Transformatoren einschalten: krachend schlägt die elektrische Garbe zwischen den Polen der Hochspannungsfunkens-
strecke über. So, ein Griff — und wieder durchrast die ungeheure Energie elektrischen Stromes den Stapel.

Er sieht nach der Uhr: 40 Sekunden Stromdurchgang. Ein Schritt zur Schalttafel: Hebelschalter fliegen auf, Funken spritzen. Warum diese Aufregung? Rottloff zittert am ganzen Körper, kaum daß er die Mutterschrauben, die den Stapel verbinden, zu lösen vermag. Er reißt eine Lage von 20, 30 Blatt aus der Mitte heraus — — ? Ihn schwindelt, er taumelt; ein schwerer Tisch gibt ihm Halt. Sieht er recht? Tieffschwarz der Druck, von wundervoller Schärfe. —

Die Blätter entfallen seiner Hand, flattern umher: ein Exemplar wie das andere, tieffschwarz im Druck, von ungehöffter Schönheit. Kalter Schweiß tritt ihm aus allen Poren. Er schleppt sich nach der Wasserleitung. Wie Eis durchrinnt's ihn. Da ist auch die Schwäche schon vorüber und ihm kommt es klar zum Bewußtsein: Es ist geglückt! Das elektrische Druckverfahren ist in einer Vollendung da, wie es nicht vollkommener sein kann. Endlich am Ziel! Am Ziel! — — —

* * *

Übermals 8 Wochen später. Patente waren in allen Kulturstaaten angemeldet. In Deutschland war seine Erfindung bereits in vollem Maße geschützt. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, Berlin, hatte sich das Recht der alleinigen Ausnutzung der Erfindung des genialen Buchdruckers gesichert und ihm nicht allein in Berlin ein mit allen Errungenschaften der Wissenschaft und Technik ausgestattetes Versuchslaboratorium zur Verfügung gestellt, sondern ihm einige hervorragende Diplom-Ingenieure als Assistenten zugeteilt.

Erst sollte die neue, wahrhaft großartige Erfindung nach jeder Richtung hin vervollkommen sein, ehe man an die Öffentlichkeit zu treten gedachte. Es dauerte auch nicht lange, da war es geglückt, Papier zweiseitig elektrisch zu bedrucken, indem man die beiden Seiten verschiedenartig präparierte und nach dem Bedrucken der einen Seite nur die Schablonen auswechselte und den Strom in entgegengesetzter Richtung und veränderter Spannung durch den Stapel hindurchschickte. Schon war es gelungen, 60 000 Bogen Papier beliebiger Größe beiderseitig in einem Zeitraum von wenigen Minuten zu bedrucken, und die beratenden Ingenieure glaubten, noch mit höheren Leistungen rechnen zu dürfen. —

Bis dahin war nur wenig von der Erfindung in die Öffentlichkeit durchgedrungen. In Buchdruckerkreisen suchte man die Achseln. Die jüngeren Kollegen gingen mit Glossen über die Alarmnachricht zur Tagesordnung über. Die älteren nahmen die Sache weniger leicht. Sie erinnerten sich deutlich, wie man noch vor 30 Jahren über den „Eisernen Kollegen“ gelacht und gespöttelt hatte, und heute arbeiteten Tausende von Setzmaschinen in zahlreichen Druckereien. Wenn die Geschichte mit dem elektrischen Massendruck auf Wahrheit beruhte, so konnten sich die Drucker gratulieren. Arbeitslose gab's sowieso mehr als genug.

Da, mit einem Male setzte die Werbetätigkeit der A. E. G. in wohlberechneter Weise schlagartig ein. Durch die gesamte Tagespresse lief die Kunde von dem Unglaublichen, den Fachzeitungen lagen Beilagen im neuen Druckverfahren bei, in den Fachvereinigungen nahm man dazu Stellung. Die gezeigten Abbildungen der A. E. G.-Versuchsdruckerei sahen seltsam genug aus: Apparate, Spulen, Papierstapel, nur nichts, was an Druckmaschinen erinnerte.

Kurze Zeit darnach hatten bereits einige große Berliner Druckereien Einrichtungen für den elektrischen Massendruck; schließlich gab es kein Halten mehr, in wenigen Jahren hatte

sich im Buchdruckgewerbe eine Umwälzung vollzogen, die niemand geahnt hatte. Wohl druckte man noch farbige Alzidenzen, Bücher niederer Auflage u. dgl. in der gewohnten Weise, der Zeitungs- und Massendruck hatte sich jedoch dem neuen Fortschritt angepaßt, und es verging kaum eine Woche, wo nicht neue Verbesserungen das elektrische Druckverfahren immer vollkommener gestalteten. Ein großer Teil Drucker hatte sich als Schablonen-äher, Operateure usw. ausbilden lassen, unaufhaltsam trat der elektrische Massendruck seinen Siegeszug durch die ganze Welt an.

Solche Erfolge und Ehrungen hatte seit Röntgen und Einstein noch kein Deutscher zu verzeichnen gehabt wie der einstige Linotypesetzer Rottloff, jetzt Generaldirektor des Elektrischen Druck-Syndikats. Er war auf der Höhe seiner Erfolge angelangt, als ihm eine deutsche Hochschule den Dr. h. c. verlieh und ihm kurz darauf der Nobelpreis zuerkannt wurde.



Landsknechts-Brief / Von Arthur Silbergleit.



in Landsknechtsbrief ist kein zierlich Mädchenschreiben, beneht von duftenden Gewässern, auf dem die Buchstaben mit Elfenfüßen dahintanzen. Es knittert wie ein grobes rußiges Pergament, gegerbt wohl aus einem Feindesfell, bekräftigt wohl mit der Spitze einer Klinge, gebeizt und umwuchert wohl von den scharfen Gerüchen zäher Lederkoller, dünstender wilder Weine und aufgeregten rauflustigen Blutes. Hier torkeln die Striche in stummem Sallo kreuz und quer heim, schwer bezecht, wie oft ihr Herr von manchem Küserhumpen in der Kumpanenrunde des Bußenscheibenkellers oder sie taumeln dahin wie er, noch trunken und geil von den figeligen Küssen im Zelt der jungen Marktetenderin. Sie werfen sich übereinander, stürzen, raffen sich wieder und prallen zusammen wie gekreuzte Lanzen. O ihr verkrümmten Halbschilde, ihr gebuckelten Komata, o ihr gezückten Schwerter, ihr spitzen Ausrufungszeichen, o ihr Grenzwächter, ihr Punkte, ausgesät und schwarz wie die rollenden Augen der Becherwürfel, o all ihr Feiglinge, warum wagt ihr nicht einmal, diese wilde Soldateska der Buchstaben zu sprengen und das abenteuerliche Gewirr von Groß und Klein, Hoch und Niedrig zu bändigen? Zu stark zertrüchert erscheint euch dieses Schlachtfeld der Linien,



zu drohend mit ihrem schlangenhaften Taler- und Hügelwechsel diese ungesicherte Seeresstraße der Zickzackzeilen, zu gespenstisch starren euch überall die winzigen schwarzen Trommeln der Riesenflecke an, zu wild umwuchert euch hier Kampfgier, Brunst nach Weiberfleisch und Rebenrausch. Bleibt darum, wo immer ihr heimisch waret: in den Pergamenten des fetten Rats Herrn mit der weißen Spizenfrause und der goldenen Kette, in den Akten des dürrn Stadtschreibers mit seinen Griffelfingern oder zwischen den Liebesfeufzerzeilen einer leberblümchenhaften Mansardenmamsell. ¶ Ein Landsknechtsbrief ist kein zierlich Mädchen schreiben und auch kein kühles frommes Novizenbrevier. Man trünkt ihn mit roter Tinte, seinem eigenen, aufgewiegelt heißen Blut oder mit dem sprühenden Purpursaft des Feindes.

Aus den „Leipziger Neuesten Nachrichten“.



//////
 Ehnde-Schwabacher mit dazugehörigem Initial und Schmuck der Schriftgießerei D. Stempel AG, Frankfurt-M



Prof. Richard Müller, Dresden: „Auf der Schaukel“
(Ölgemälde aus der Sammlung Adrian Lukas Müller, Dresden-Loschwitz)

Ältestes bekanntes Buchdruckerlied

aus dem in der Umbraser Sammlung zu Wien befindlichen
einzigsten bekannten Exemplare des Frankfurter Lieberbuchs
von 1582.



Ein schön new Lied,
von der hochlöblichen Kunst der Buchdruckerey, allen frommen
Druckergesellen zu gut gemacht, durch G. B.

Wolauff mit reichem schalle, ich weis mir ein Gesellschaft gut,
geliebt mir vor andern allen, sie treget ein freyen mut, sie hat ein
kleine sorgen, wol umb das Römische Reich, es sterb gleich heut oder
morgen, so gilt es in alles gleich.

Der Papirer sprach behende, so frischlich zu der Fahrt, mir kleben
so hart die Zende, wol von dem Leyme zart, den ich jetzt hab getrieben,
wol auff das Papier so gut, wolauff jr Drucker alle, wir haben ein
freyen mut.

Der Drucker sprach behende, ich will mit auff die Fahrt, mir schwißen
sehr die Lenden, ich hab gezogen so hart, ich muß jetzt warlich trinken,
sonst kann ich drucken nit, der Setzer thet ihm winken, ich gehe ge-
wislich mit.

Meine Form die klebt so harte, macht sie ist nicht genezt, drum ich
der Gesellschaft warte, die es tapffer hinein setzt. So wil ich, sprach
der Gießer, allein nicht bleiben hie, mein Zeug der wil nicht fließen,
ich hab getrunken nie.

Ich wil so sehr zehen, als ewer keiner nicht, thet der Corrector
sprechen, dann jr habt so naß Gesicht, wann ich ewer ein thu an-
blicken, so dürstet mich so sehr, das ich wol möcht ersticken, wann nichts
zu trinken wer.

Soll ich solch gesellschaft meiden, sprach der Formsneider drauff,
so hör ich jetzt auff zu schneiden, daß ich auch gerne sauff, vnd spar nit
dran mein rachen, tragt jr mir auf mit schall, ich wil trincken das mus-
trachen, Gott geb wers glach bezahlt.

Da sprachen die Buchbinder lede, aus frischem freyen mut, Buch-
binden wil vns nicht schmecken, wir wissen eine Wirtin gut, treget vns
auf Sünner vnd Fische, darzu den besten Wein, setzt sich zu vns an
Tische, vnd schenkt uns tapffer ein.

Wir wollen trawren lassen, wer lust zu trawren hat, vns kleiner tründlein maßen, es sey früh oder spat, haben wir nicht allzeit pfennig, so achten wirs gering, wir haben jr viel oder wenig, so sind wir guter ding.

Dann guter mut auff Erden, spricht man, sey halber Leib, vns kann doch nicht mehr werden, denn das man kurtzweil treib, mit sechten, ringen, springen, vnd ander ehrlich spiel, welchs vns zu hand thut bringen, gros glück vnd freuden viel.

Wir müssen allzeit negen, welchs vnser Orden helt, im drucken und im setzen, nezt man das nichts vmbfelt, drumb darff sich niemand wundern, das wir vns halten naß, der Orden helts besonder, zechen ohne vnterlas.

Der Drucker Kunst ich preise, für ander allzumal, es bedarff nit viel beweisens, man sieht es teglich wol, das Gottes Wort so reine, durch jr kunstliche Hand, vnd andere künst gemeine, austommen in alle Land.

Vns sind viel gelert Leut holde, von wegen Druckerkunst, wann mans als schreiben sollte, würd mancher lernen sunst, darfur ein Flegel führen, vnd dreschen das es kracht, dann das er solt studieren, welchs man jetzt nit betracht.

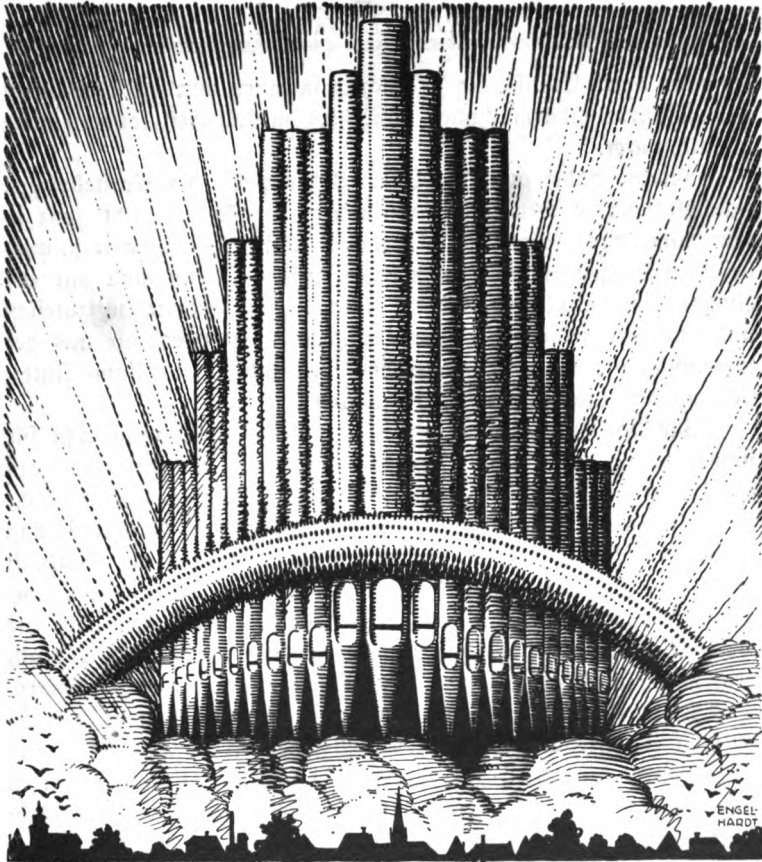
Der uns dis Lidlein new gefang, der gүнnet den Druckern guts, er wünscht allen ein gute nacht, er ist gern gutes muths, ist ihm etwan mißlungen, so kom ihm glück zu rath, das hat Jörg Busch gesungen, zu Nürnberg in der Stadt.

Frish, Frey, Frölich, Freundlich und Fromb,
Ist aller Buchdrucker Reichthumb.



Fahrender Buchdrucker.

„Altchwabacher“ und „Federzug-Antiqua“ von Benjamin
Krebs Nachfolger, Schriftgießerei in Frankfurt am-Main



Farbspiele

Von Dr. H. L. Stoltenberg, Berlin

Die Mittel und Spielzeuge, die die Menschen besitzen oder sich geschaffen haben, um ihre vor allem zeitlichen Tonvorstellungen und um ihre bloß räumlichen Farbvorstellungen zu verwirklichen, sind bekannt. Aber auch die zeitlichen Farbvorstellungen, für die sie ja Vorbilder genug in der Natur erlebten und

die dann durch Einbildung so mächtig in ihnen wurden, verlangten nach Wahrnehmbarmachung: nicht bloß mittelbarer, sondern ganz unmittelbarer.

Wochte dabei auch die Verwirklichung mit den Vorstellungen zunächst noch so wenig übereinstimmen, die Farben nicht ganz so rein, nicht ganz so mannigfalt werden können — das war ja auch bei den Tonzeugen nicht immer der Fall — wenn man nur erst einmal überhaupt ein Mittel besaß, sich andern mitzuteilen und auch sich selber neue Vorstellungen zu erwecken, die aus der Benützung des Spielzeuges hervorgingen und eine wirkfame Unterstützung der bloßen Einbildung wären!

Die Vorstellung von solchen Farbspielen allein kann nicht für immer genügen, nicht nur deshalb nicht, weil die Einbildung auf die Dauer und für die meisten nicht stark genug ist, weil sie nicht weiter kommen, ohne daß das schon Erreichte durch Verwirklichung in der Vorstellung verstärkt wird — genau wie in der Tonkunst greift das Verwirklichte ja sogar oft auch dem Vorgestellten voraus und gibt ihm neue Nahrung — sondern auch weil ohne die Verwirklichung eine genügende Überlieferung fehlen muß und allgemein anerkannte Formen nur äußerst schwer sich durchsetzen können.

Sieht man von kleinen und unzureichenden Mitteln, wie sie in aller Art Feuerwerk*), im Kaleidoskop, im Chromatoskop und Chromatrop (mit zwei gegeneinander drehbaren, buntgezeichneten Scheiben) und in ähnlichen Farbspielzeugen, wie sie endlich handwerklich im abwechselnden Vorhalten verschieden gefärbter Glasscheiben vor einen Lichtkegel bestehen, sieht man von diesen ab, so sind bisher nur ein paar größere Versuche gemacht.

1.

Der erste rührt von dem Jesuiten Vater Castel (1688 bis 1757) her**).

*) Siehe auch D. Vie: „Das Fest der Elemente“.

**) Er selber berichtet über seinen Plan im *Mercur de France* vom November 1725 und dann zehn Jahre später in sechs Aufsätzen in den

Eine Beschreibung dieses neuen Farbspielzeuges, die der „berühmte Musicus, Herr Telemann“, in einem französischen Brief aus Paris erhalten hatte, ist dann von diesem im Jahre 1739 zu Hamburg unter dem Titel „Beschreibung der Augenorgel, oder des Augenclavicimbels, so der berühmte Mathematicus und Jesuit zu Paris, Herr Pater Castel, erfunden und ins Werk gerichtet hat“ übersetzt herausgegeben (abgedruckt in „Lorenz Mizlers Musikalische Bibliothek“ Leipzig 1743).

Ins Französische zurückübersetzt erschien diese Beschreibung dann in Castels *L'optique des couleurs* (Paris 1740, S. 470 ff.) und endlich, wieder ziemlich frei verdeutscht, in der Übersetzung dieses Werkes „Farben-Optik“ (Halle 1747, S. 378 ff.). Die wichtigsten Ausführungen Castels über dies Thema sind dann noch in einer nach seinem Tode 1763 zu Amsterdam herausgegebenen Sammlung von Auszügen aus seinen Schriften „*Esprit, saillies et singularités du P. Castel*“, unter dem Titel „*Clavessin pour les yeux*“ erschienen.

Dies Castelsche Farbspielzeug ist unter Anregung des auch von Goethe in seinen „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“ wegen seiner seelkundlichen Auffassung der Farben sehr gerühmten Deutschen A. Kircher (1601—1680) entstanden. In der Sammlung „*Esprit*“ heißt es (S. 283 f.) — wohl aus dem Jahre 1725 — : „Pourquoi, disois-je, en suivant, le fil de cette“, seiner Kenntnis (s. S. 280) nach von niemandem weiter als von Kircher in seiner *Musurgia* (1650) getriebenen „*analogie*“ zwischen Ton und Farbe, „pourquoi ne feroit-on pas des clavessins oculaires, comme on en fait d'auriculaires? C'est encore à Kircher que je dois la naissance d'une si riante idée. Je lisois sa *Musurgie*, il y a deux ans: . . .“

„*Memoires pour l'histoire de sciences et des beaux arts*“ (Journal de Trevoux) vom Jahre 1735 unter der Überschrift „*Nouvelles expériences d'optique et d'acoustique: adressées à M. le Président de Montesquieu. Par le P. Castel, Jésuite*“.

Aber erst im Jahre 1734 ist eine solche Augenorgel (clavessin oculaire), ein solches Farbklavier (clavier de couleurs) von ihm fertiggestellt: „Dieu merci“ schreibt er im zweiten Dezemberheft des „Journal de Trevoux“ vom Jahre 1835 auf Seite 2722 (f. auch „Esprit“ S. 325) „il y a pourtant bien-tôt une année révolue què ce mouvement“ der Farben „existe: il fut achevé, en modele, & par conséquent fort imparfait, l'année 1734 le 21. de Décembre, jour mémorable de Saint Thomas Apôtre, à qui je l'ai consacré, sous la devise: nisi videro, non credam.

Wie sah nun aber diese Orgel aus?

Die, soweit ich erfahren konnte, beste, deswegen wohl auch von Castel in seine „L'optique des couleurs“ aufgenommene Beschreibung ist von Telemann 1739 veröffentlicht. Da heißt es (Musikalische Bibliothek, S. 264):

„Um einen Klang hören zu lassen leget man die Finger auf die Claviertaste, man tridet sie nieder, und indem sie sich vorn hinein sendet, oder hinten aufhebet, öffnet sie ein Ventil, das den begehrten Klang mittheilet. Eine andere Taste öffnet ein anderes Ventil. Mehrere zugleich, oder nach einander, nieder gedrückte Tasten lassen mehrere Klänge auf einmahl, oder nach und nach, hören.

Zu gleicher Zeit, wenn die Taste, um einen Klang zu haben, das Ventil aufmachet, hat der P. Castel seidene Schnüre, oder eiserne Drähter, oder hölzerne Abstrakten angebracht, die durch ziehen und stoßen ein farbigtes Kästgen, oder einen dergleichen Fächer, oder eine Schilberen, oder eine helle bemahlte Laterne, entdecken, also daß, indem man einen Klang höret, zugleich eine Farbe gesehen wird.“ „Je mehr die Finger auf dem Claviere springen oder laufen, je mehr erblicket man Farben entweder in Accorden, oder in melodischer Folge.“

Castel selbst äußert sich über sein Farbspielzeug vor allem im sechsten Aufsatz der „Nouvelles expériences“, besonders S. 2726 (f. auch „Esprit“ S. 299 f., S. 326 f.).

Aber sein Werk blieb unzureichend — „ce clavessin pour les yeux, fabriqué a plusieurs reprises, & même à grands frais, n'a ni rempli le devis de l'auteur ni satisfait l'attente du public“, wie der Herausgeber des „Esprit“ (S. XX) schreibt.

Castel selbst sieht auch den Grund der Unvollkommenheit dieser Art von Farbspielzeugen ein: „Les couleurs y sont Locales“ (2745) — die Farben sind zu sehr an ihren Platz gebunden. Es müßten aber vielmehr, wie die Töne das Ohr, so auch die Farben das Auge suchen, und das könnte man entweder durch kunstvoll aufgestellte Spiegel erreichen oder aber noch besser durch künstliches Tageslicht — „un jour artificiel qui, suivant le mouvement des touches qui ouvrent des soupapes, est tantôt plus faible, tantôt plus fort, dans des proportions toujours Harmoniques“ (S. 2746).

Zwar hat er bei Porta, Kircher, Cardan und anderen, „Secretistes“ die Kunst, farbige Lichter zu machen, gefunden (S. 2747), aber ihre Schwierigkeiten nicht überwinden können, doch „dans deux ou trois cent ans d'ici cela pourra être trouvé“ — in zwei bis drei Jahrhunderten wird man so weit sein können.

2.

An diesen ersten verunglückten Versuch der Darbietung von Farbfolgen schlossen sich im Lauf der Zeit immer neue an — „und doch ward die Möglichkeit und Ausführbarkeit eines solchen Farbenklaviers immer einmal wieder zur Sprache gebracht, und neue mißglückte Unternehmungen sind den alten gefolgt“, schreibt Goethe in den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“ im Abschnitt über Castel, der eigenartigsten wohl von den Deutschen Ruete.

Nach Meyers „Großem Konversationslexikon“ (VI, 1904, 317) besteht dies „von Ruete verbesserte“ Castelsche Farbenklavier „aus zwei Scheiben, die sich auf einer gemeinschaftlichen Achse mit wenig verschiedener Geschwindigkeit drehn. Die vordere Scheibe hat einen oder zwei gegenüberstehende Ausschnitte, und die hintere ist in mehrere, etwa zwölf Sektoren geteilt, die abwechselnd mit Farb-

afforden versehen und schwarz oder weiß gefärbt sind, so daß die Farben der Afforde Teile von konzentrischen Ringen bilden, während die andern Sektoren ganz weiß oder ganz schwarz sind. Indem nun bei der Umdrehung immer ein anderer Teil der hinteren Scheibe in das ausgeschnittene Feld der vorderen einrückt, sieht man einen Farbaufford nach dem andern bald aus dem Hellen, bald aus dem Dunkeln auftauchen und wieder verschwinden“.

Daß aber auch dies Farbspielzeug, von dem ich Genaueres bisher noch nicht habe erfahren können, den Anforderungen nicht genügt, leuchtet ein.

3.

In neuester Zeit ist dann noch ein besonders wertvoller dritter Versuch gemacht worden, über den Prof. Rimington (Colour-Music, London 1912, S. 61), wie folgt, berichtet: Prof. Myrton und Prof. Perry „made some interesting experiments with a single spot of colour thrown upon the white ground of a screen and made to move rhythmically, some years ago in Japan“ (vgl. S. 153), d. h. sie ließen einen einzelnen Farbfleck sich auf einem weißen Schirm rhythmisch bewegen.

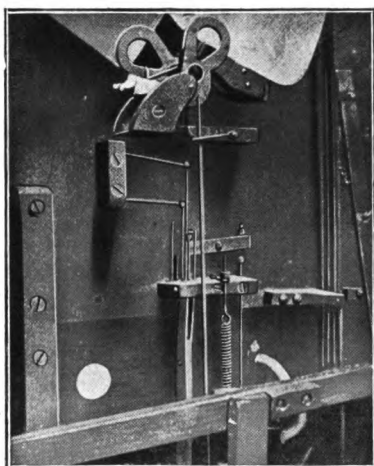
4.

Die bei weitem wichtigsten Farbspielzeuge sind aber von Rimington selber, der Professor of fine arts in London ist, in anscheinend großer Vollkommenheit hergestellt — und zwar unter Anwendung von Elektrizität, die anscheinend erst bekannt und verwertbar geworden sein mußte, ehe die große Aufgabe, vorstellhafte Farbfolgen auch andern wirklich vor Augen zu führen, gelöst werden konnte.

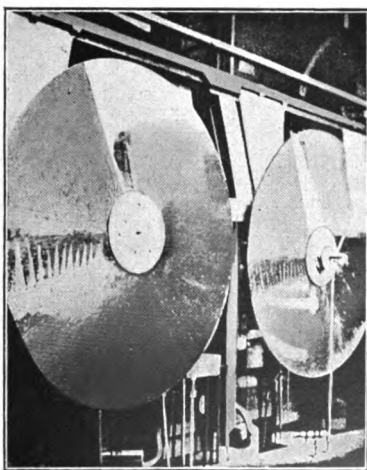
Über seine Farborgane (colour-organs), wie sie in solcher Vollkommenheit übrigens schon Castel unter entsprechendem Namen als orgues de couleurs (Journal de Trevoux 1735, 2719) vorgeschwebt haben, kann man sich aus seinem eben schon genannten 1912 in London erschienenen Buch — „Colour-Music“, „Farbspiel-



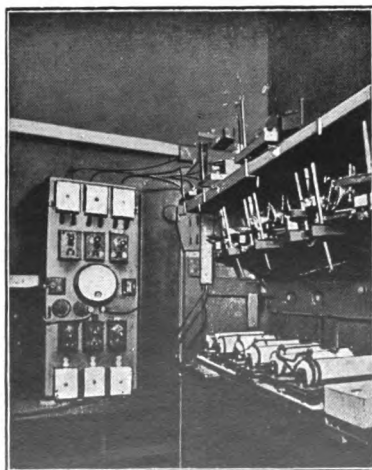
Außeres einer Farborgel
von Professor Rimington, London



Teilstück des Apparates zur Wiedergabe
der Farbtönen



Teil des Dreifarbeninstrumentes einer
Farborgel



Die Lichtquellen einer Farborgel von 13000
Kerzen Lichtstärke

kunst“, aufs genaueste unterrichten, einem Buch, in dem sich im übrigen über die reine Farbkunst (pure colour art) und im besonderen über die Farbzeitkunst (mobile colour art) viele Gedanken finden, die sich mit meinen hier ausgesprochenen von den seinen wie auch den Castelschen ganz unabhängigen, vielmehr aus eingehenden seelkundlichen und kunstlehrlichen Arbeiten entstandenen Gedanken zum Teil nahe berühren.

In der einen Art seiner Farbspielzeuge (colour-music instruments) benutzte er — genau wie Castel — ein eigentliches Tonspielzeug mit Tasten — es ist als Spielzeug nicht aus dem Wesen der Farbe heraus entstanden.

Dabei hat er die Farben — ganz newtonisch vom Farbband und nicht vom Farbkreis ausgehend — auf zweierlei Weise den Tasten zugeordnet: 1. so, daß er (S. 19 ff.) das Farbband als eine Oktave — die Strahlen des einen, violetten, Endes sind doppelt so groß, wie des anderen, roten, Endes — ansieht und nun (S. 47) den höheren und tieferen Oktaven blässere oder tiefere Farben zukommen läßt,

und 2. so, daß er das Farbband über das ganze Tastenwerk verteilt und daher die blässeren Farben desselben Tones unmittelbar nebeneinander setzt.

Daneben verwendet er noch eine zweite, viel mehr das Wesen der Farben berücksichtigende Art, die auf der Verwendung von drei Grundfarben beruht (S. 52 ff.), keine festen Noten kennt und insofern mehr einer Geige gleicht.

5.

Rimington will nun aber auch noch andere Farbspielzeuge zulassen (S. 66 ff.) und wird sich deshalb auch nicht grundsätzlich gegen meine — im November 1911 gefundene — Art, zeitliche Farbvorstellungen auch anderen vorzuführen, wenden können.

Von dem — im übrigen sehr wohl gangbaren — Weg Rimingtons unterscheidet sich dieser nicht nur durch die Art, wie

die Farben, ihr Wechsel und ihr Andern, erzeugt werden, sondern vor allem darin, daß ich das Goethe-Ostwaldsche Farbgefüge zugrunde lege, das von der Mannigfalt der Farbempfindungen ausgeht und nicht wie Rimingtons von der Mannigfalt der Farbstrahlen, vom Farbdoppeltegel und nicht vom Farbbande.

Die jetzt von Ostwald ersommene und erarbeitete Möglichkeit, alle Farben zu ordnen, zu benennen und sicher herzustellen, ist noch mehr als für andere Zwecke für die der Farbspiele die unbedingte Voraussetzung und kommt für sie gerade zur rechten Zeit — ein großes Geschenk.

Wie auch die verschiedenen Tongeuge sehr verschieden an Wert sind, jedes aber doch in seiner Eigenart anerkannt wird, so wird es auch mit den verschiedenen Farbspielzeugen sein: sie schließen einander nicht aus, sondern sind nebeneinander, jedes für andere Zwecke und unter anderen Verhältnissen, zu gebrauchen.

Solche Farbspielzeuge vorausgesetzt, läßt sich auch der schon oben angedeutete, aus der Tatsache der großen Verwandtheit beider Künste entstandene Gedanke eines gleichzeitigen Zusammenspiels von Farb- und Tongeugen leicht verwirklichen.

Das aber so zu machen, wie es beim Castellschen Farbenklavier der Fall war, daß man Farbe und Ton fest miteinander verbindet und nun beide zugleich aufkommen und verschwinden läßt, muß ich aus den oben schon erwähnten Gründen im ganzen für durchaus unkünstlerisch halten.

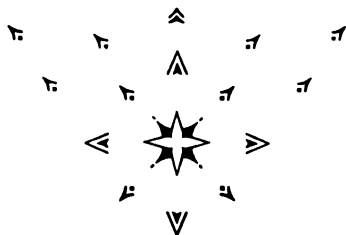
Besser wäre es schon, das eine Spiel durch das andere ergänzen, auch einführen oder abklingen zu lassen, so etwa, daß das Tonspiel nur stellenweise hervorhebt, gar nur den Takt schlägt oder vielleicht auch so, daß z. B. ein Tonstück einleitet, daß dann, während schon das Farbspiel begonnen hat, das Tongeug zwar noch eine kurze Zeit weiterspielt, dann aber aufhört, um die Farben allein wirken zu lassen, und daß es dann wieder beginnt, sei es, wenn ein Teil des Farbspieles seinem Ende naht, um die Pause auszufüllen und zugleich hinüberzuleiten zu einem zweiten Teile,

sei es, wenn das Farbspiel überhaupt zu Ende geht, um sanfter herauszuführen aus all dem Licht in das traurige Dunkel, ganz wie das Spiel auf dem Flügel dem Gesange dient.

Natürlich läßt sich auch umgekehrt ein Tonstück durch ein Farbstück auslegen und begleiten, wie es z. B. Rimington (S. 59 ff.) näher beschreibt.

Daß man bei der Einführung von solchen Farbzeugen übrigens zunächst nur mit höchst einfachen und langsamen Formen anfangen darf, weil die Fassungskraft noch nicht geübt genug ist, um sofort ganz große Farbgedichte zu verstehen und zu genießen, leuchtet wohl ein, dabei ist es aber erfreulich, von Rimington auf Grund seiner vielen Versuche (S. 68) zu erfahren, daß die Fähigkeiten des Auges und der Seele in nicht allzu langer Zeit in hohem Maße ausgebildet werden können und daß zugleich das Verlangen nach solchen Farbgenüssen schnell steigt.

Und wenn dann schließlich die Farbspielzeuge später genügend vervollkommenet sind -- ein unabweisbares Bedürfnis, dem unsere Wissenschaft und Herstellkunst sicherlich bald genügen wird -- dann wird auch die Farbkunst genau wie die Tonkunst sich verbreiten und mit dem Leben des ganzen Volkes verbinden, dann werden die so wahrnehmbar gemachten Schaustücke -- nun nicht im einzelnen mehr verschlossen -- andere begeistern, sie zu Übersteigungen veranlassen, zu Um- und Ausbauten, so daß dann die Farbkunst -- solange durch die Ungunst mangelnder Verwirklichung zurückgehalten -- um so schneller zu einem stolzen, dem der Tonkunst ebenbürtigen Dom sich erheben wird.





Figur 1-4

Wundertiere und Fabelmenschen in alten Drucken der Klemmsammlung

(im Deutschen Museum für Buch und Schrift zu Leipzig)

Plauderei von Dr. Erich Junkelmann, Leipzig



ein Durchblättern alter illustrierter Bücher begegnen uns Abbildungen von Wundertieren und Fabelmenschen. Die meisten dieser Bilder weisen auf viel ältere Vorbilder zurück. Wir finden nämlich schon in den Handschriften früherer Jahrhunderte Bilder von Menschen und Tieren, deren Gestaltung zum großen Teil auf Konto der menschlichen Phantasie zu setzen ist. Manche frühmittelalterliche Manuskripte weisen eine ganze Reihe abenteuerlicher Geschöpfe auf; so z. B. eine Alexanderhandschrift, in der wir Alexander den Großen gegen sechshändige Menschen, gegen ein Ungeheuer mit 3 Hörnern usw. kämpfen sehen. Besonders interessant ist die sogenannte Herefordkarte des Richard von Haldingham aus dem 13. Jahrhundert. Wir sehen auf ihr wolfsköpfige Menschen, ferner Leute, die zwar nur einen Fuß haben, der aber dafür von so ehrfurchtgebietender Größe ist, daß er von seinem Träger auch als Schuttschirm gegen die Sonnenstrahlen verwendet werden kann. Auch ein Vorgänger der Margarete Maultasch findet sich: ein Mann, der mit einer riesigen Unterlippe behaftet ist. Diese Abbildungen erinnern stark an die der Hartmann-Schedelschen Weltchronik (siehe die Bilder der Kopfleiste).

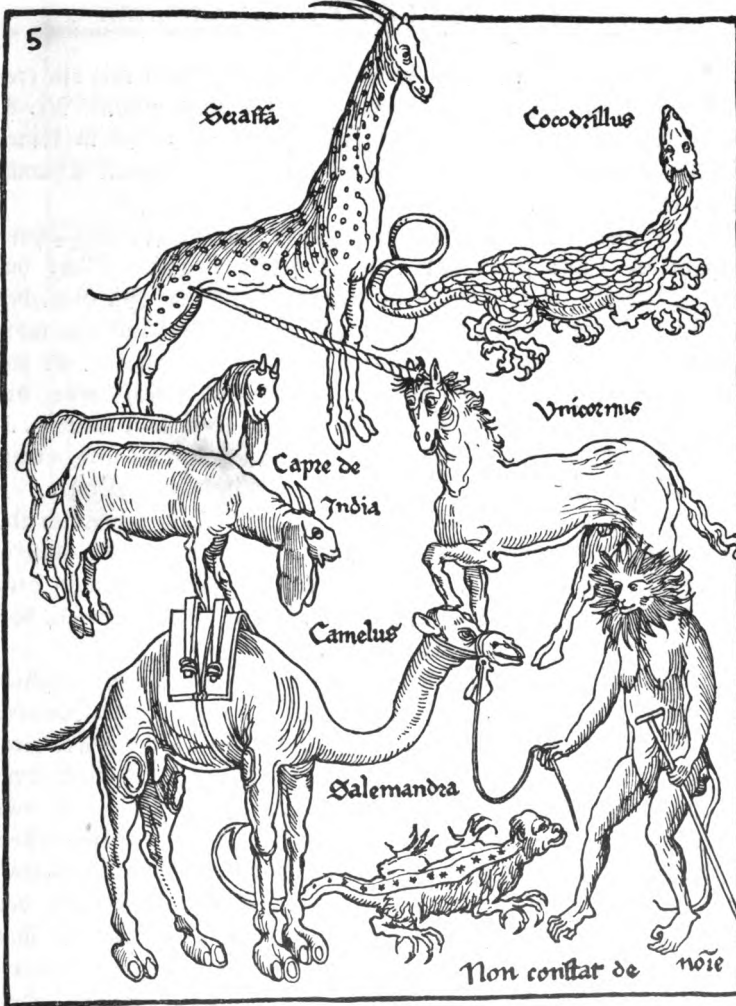
Mit Ausgeburten rein mittelalterlicher Phantastik haben wir es aber hier durchaus nicht immer zu tun, vielmehr weist ein großer Teil dieser merkwürdigen Gestalten noch weiter zurück — in die Antike. Von den alten Schriftstellern wurden häufig derartige wunderliche Geschöpfe beschrieben; wir finden sie auch in der Mythologie der alten Völker. Man denke z. B. an die Kentauren und an die antiken Meeresgestalten von mancherlei Form.

Der Kulturstrom, der von der Antike ins Mittelalter hinüberfloß, führte dem Menschen dieser Zeit auch solche Dinge fabulöser Natur in reichem Maße zu. Was aber die Antike überlieferte, galt dem im großen und ganzen noch ziemlich kritischen Individuum des Mittelalters meist als Evangelium. Man nahm die Berichte eben unbesehen hin und nahm alles für bare Münze. Wir erfahren es auch häufig von den mittelalterlichen Schreibern selbst, von wem sie diese Dinge haben. Aller Augenblide liest man: „als Plinius spricht . . ., als Aristoteles spricht . . .“ Manches ist aber auf indirektem Wege durch arabische Schriftsteller, die sich oft recht gut in der griechischen Literatur auskannten, in das Wissen des Mittelalters hinübergekommen. Einer der Hauptgewährsmänner ist Avicenna oder Ibn Sina, wie er eigentlich heißt. Sein Name taucht in mittelalterlichen Büchern medizinischen oder naturwissenschaftlichen Inhaltes aller Augenblide auf.

Schon für die Antike ist anzunehmen, daß die Quelle für eine Anzahl von solchen Phantasiegestalten darin zu suchen ist, daß man mündlich oder schriftlich Überliefertes falsch verstand oder verkehrt ausdeutete und überdies der Phantasie einen zu weiten Spielraum ließ. Ähnlich liegen für eine große Reihe von Fällen die Verhältnisse im Mittelalter. Kreuz- und Seefahrer usw. brachten Kunde von tatsächlich existierenden, an sich oft eigenartigen Tieren. Man faßte diese Berichte falsch auf und gab danach bildliche Darstellungen, die durchaus nicht mehr

der Wirklichkeit entsprachen, sondern größtenteils als Phantasieprodukte angesprochen werden müssen. Es ist reizvoll, wie auf diese Weise sehr leicht ein fabulöses Wesen herauskommen kann. Es beginnt das oft mit bizarren Vergrößerungen und Ungenauigkeiten (siehe z. B. den „Tüffelwall“ Fig. 15 aus den Gessnerschen zoolog. Büchern, gedruckt bei Froschauer in Zürich). Man sehe ferner nur einmal, wie ein Mann ein Tier darstellt, das er wirklich einmal gesehen hat, und wie ein anderer das gleiche Tier, von dem er nur gehört oder gelesen hat, bildlich darstellt. So hat z. B. Reuwich, der die Holzschnitte zu Breydenbachs „opusculum sanctarum peregrinationum ad sepulcrum Christi (1486)“ geliefert hat, wirklich ein Krokodil gesehen und man wird in seiner Abbildung auch ohne weiteres ein solches erkennen (Fig. 5). Es heißt im Kontext dazu: „Dieses ist ganz ein großes / schelüchliches vnd gruham / thier / auch auß dem geschlaecht der Egochsen soelcher eins h a b i ch g e s a e h e n z u M o n p o l i e r in dem Barueßer Closter in dem tempel.“ Der Mann aber, der das Krokodil (Figur 7) im „Hortus Sanitatis“ des Johannes de Cuba verbrochen hat, hat gewiß nie eins gesehen. Im „Gart der Gesundheit“ (1536), einer überarbeiteten Übersetzung des „Hortus“ mit fast den gleichen Bildern heißt es hierzu: „Crocobillus. Ein wunderliches tier. I s i d o r s p r i c h e t, das Crocobillus s e y ein vierfueßig thier uff dem Land und im wasser lebende / ist gar bey XX elen lang / ist auch fast krefftig / vnnnd an zenen vnd klawen der fueßs unmenshlich.“ Und wie sieht das zugehörige Bild aus? Man sehe sich das Schweinschnäuzige, langgeschwänzte Ungeheuer an! Man wird zugeben müssen, daß es in der Tat ein „wunderliches Tier“ ist.

Einen viel größeren Spielraum nimmt die Phantasie in der bildlichen Darstellung des „Cameleons“ im „Hortus Sanitatis“ ein. Es heißt hierzu, um wieder die deutsche Übersetzung hinzuzuziehen im „Gart“: „Cameleon sey ein vierfüßig thier / hatt ein kopff vnd angficht wie ein egleß eins langen vnd krummen



Diese thier sint warlich abe kunterseyt als wir sie haben gesehen yn dem heiligen land

Figur 5.

Aus Breydenbachs Itinerarium (15. Jahrh.).

knöpffigen schwanz. Auch ein rauhen leib und haut wie ein crocodill.“ Und nun vergleiche man damit die Abbildung Nr. 8. Wir sehen hier ein Phantasiegeschöpf vor uns, das in keiner Weise dem Tiere entspricht, das wir mit dem Namen Chamäleon belegt haben.

Ein weiterer Anlaß zum Zustandekommen solcher Phantasiebilder kann schon im Namen selbst liegen. Man hat beispielsweise etwas von einem Seehunde gehört. Im Gart der Gesundheit lesen wir folgendes: „Canis marinus / ist ein mörhund wunder grausam vnd erschroden // lich allen thieren. Er hat starcke arm geformiert als kolben. Sy jagend durchs moer die fische gleich als die hund vff dem land die wilden thier jagen . . .“ Die Abbildung im „Hortus“ zeigt nichts anderes als einen phantastisch zugestutzten Straßentöter zweifelhafter Rasse.

Auch Spukgestalten, die in Wald und Feld angeblich ihr Unwesen treiben und an die das Volk teilweise heute noch glaubt, begegnen uns im Bilde. Der Forstteufel (Figur 16), von dem weiter unten noch die Rede sein wird, ist ein solches Wesen, das als real existierend angesehen wurde.

Bilder von Fabelwesen erscheinen übrigens mit verschiedener Häufigkeit in den einzelnen Gebieten der Zoologie. Relativ am stärksten sind sie vertreten in den Kapiteln über die Seetiere.

Die „Klemmsammlung“ in Leipzig besitzt einige illustrierte Inkunabeln und andere alte Drude, in denen sich eine Reihe von Abbildungen genannter Art befinden. Eines der interessantesten unter diesen Werken ist der schon erwähnte „Hortus Sanitatis“ des Johannes de Cuba (15. Jahrh.). Es ist das eines der verbreitetsten Bücher jener Zeiten überhaupt. Wir haben in ihm eine Art Naturgeschichte vor uns, die aber gleichzeitig medizinischen Einschlag aufweist dadurch, daß der Beschreibung jedes Tieres eine „operatio“ beigelegt ist. Diese Operatio oder „Wirkung“ soll zeigen, welche medizinische Verwendbarkeit dem betreffenden Tiere zukommt. In späterer Zeit erschienen dann



deutsche Übersetzungen, die die Bilder vom lateinischen Original im großen und ganzen mit geringer Abweichung herübernahmen. Eine solche Übertragung (in die allerdings auch manches aus anderen Quellen mit eingeflossen ist) stellt der Gart der Gesundheit (1536) dar. Neben Gutem, Nützlichem und Richtigem findet sich hier auch viel Phantastisches. Wir sehen hier das Einhorn, den Pegasus (Figur 11), „ein groß scheuchlich Tier in Morenland“, den Seemönch (Figur 6) usw.

Viel wird dem Leser mit der menschenköpfigen Schlange (Figur 10) zugemutet. Von ihr heißt es: „draconcopedes seind seer groß schlangen vnd haben ein jungfrauenangicht / wie ein mensch / vnnd doch ein hindern leib wie ein drach. Gläublich istz / das des geschlechts die schlang ist durch welche der teuffel Euan betrogen hatt“. O sancta simplicitas!

Eine starke Dosis Gutgläubigkeit und Kritiklosigkeit gehört ebenfalls dazu zu glauben, was man von dem Maricomorion (Figur 12) zu sehen und zu lesen bekommt. Die Stelle lautet: „Albertus spricht . . . das Maricomorion sey ein thier in dem land Orient / vnd wirt gar selten gesehen / des groesse ist als ein loew / vnd hat ein rote farb / auch drey zeilen der zen inn seinem mund. Seine fueßs seind als eins Loewen / sein angeficht augen vnd oren als eins menschen. Es hat auch ein schwanz wie ein Scorpion . . .“ Man hat wirklich den Eindruck, daß ein solch armes Geschöpf nur im Zorn hätte erschaffen werden können. Unwiderstehlich komisch wirkt aber der Vogel mit dem Knoten im Halse (Figur 13). Das Untier ist übrigens nur im „Hortus“ abgebildet. Dem Herausgeber des „Gart“ kam die Sache jedenfalls auch schon etwas unglaublich vor, daß es einen Vogel geben solle, der einen so langen Hals hat, daß er sich einen Knoten hineinschlagen muß. Das heißt doch die Kletterie zu weit treiben. Und wenn es auch eine Darmverschlingung gibt, von einer derartigen Halsverschlingung dürfte bis dato noch nichts in natura beobachtet worden sein.



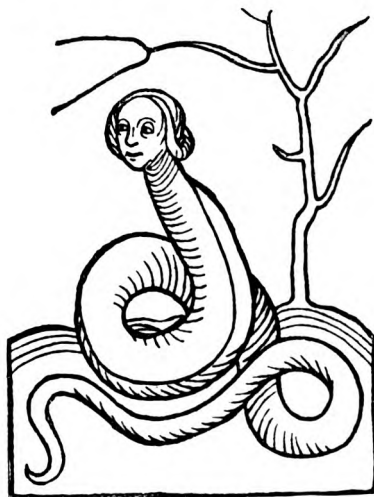
Figur 7



Figur 8



Figur 9



Figur 10

Aus dem »Hortus Sanitatis« des Johannes de Cuba (15. Jahrh.).

Fabelmenschen sind z. B. in einigen Prachteremplaren in der Hartmann-Schedelschen Weltchronik abgebildet. Wir sehen da einen bodsfüßigen, gehörnten Menschen mit stark entwickeltem Riechorgan, einen im wahren Sinne des Wortes kopflosen Mann, einen solchen mit zwei überzähligen Augen und einen anderen mit sechs Armen (siehe die Kopfleiste). Wir lesen von „mancherley gestaltnuß der menschen“: „Item in dem land libia werden etlich on häwddt geporn vnd haben mund vnd Augen. . . , etlich haben vnden so groß lebffßen das sie das ganz angesicht bededen“ und so fort.

Wiederholt taucht der hundsköpfige Mensch auf, z. B. im Fasciculus temporum von Werner Rolevind und im „Hortus“. Unsere Abbildung (Figur 14) stammt aus dem letzteren.

Schließlich seien als reiche Fundgruben für diesen Stoff noch die bei Frotschauer in Zürich erschienenen naturwissenschaftlichen Bücher von Gesner genannt: Das Vogelbuch, das Tierbuch und das Fischbuch. Sie stehen im allgemeinen (das gilt besonders vom Vogelbuch), was die Richtigkeit des Textes und die Naturwahrheit und Güte der Bilder betrifft, auf beachtlicher Höhe. Die Exemplare der Klemmsammlung sind deshalb noch besonders reizvoll, weil sich zahlreiche handschriftliche Einträge des ersten Besitzers darin finden. Sie lassen erkennen, daß er Gelehrter (Arzt?) war und weit gereist ist; so war er u. a. in England und Portugal. Er sucht den Inhalt des Buches nach bestem Wissen zu ergänzen, was freilich nicht hindert, daß ihm auch starke Irrtümer unterlaufen.

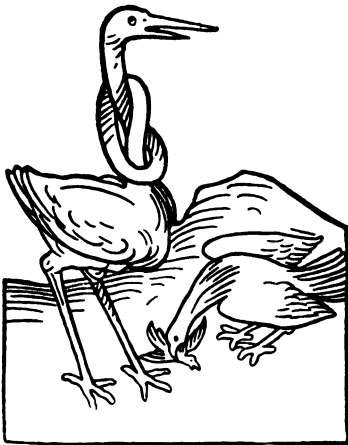
Neben Vorzüglichem begegnet in diesem Buche allerdings manches Absurde. Der Rhinocermall, von dem es heißt: „Ein scheußlich thier . . . frißt kräbs so 12 schuch lang sind“ ist z. B. ein Phantasiegebilde. Auch der Forstteufel (Figur 16) läßt an Abscheulichkeit des Aussehens nichts zu wünschen übrig. Wir lesen von ihm: „Wiewol dises thier von niemans mer gesehen worden / dann eben zu vnsern zeyten / vnd gefangen im jar nach



Figur 11



Figur 12



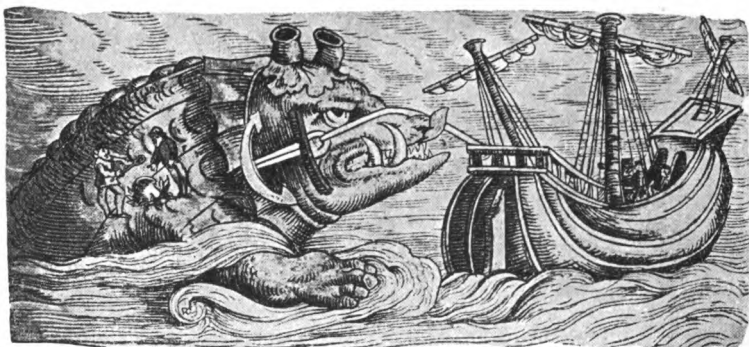
Figur 13



Figur 14

Aus dem »Hortus Sanitatis« des Johannes de Cuba (15. Jahrh.).

Christi geburt MDXXXI on zweyfel ein erschrodenliche / bedeutliche wundergeburdt gewesen: hat es auch kein sonderm namen / hab ichs ein Forstteufel genannt / dieweyl es scheuklicher seiner gestalt / den gemalten teufeln nit vngleich sicht . . . Nun dieses thier ist im Bisthumb zu Salzburg ' im Hanßberger Forst / vnder anderen gjaegt gefangen worden ' von farb gleych salbgael / ganz wild: dann es kein men- / schen ansehen wolt / verschloff



Figur 15

vn verbarg sich in alle windel dahin es kommen mocht. / Auch mocht man es weder mit loden / noch mit gewalt dahin bingen / das es essen oder trinden woelte / starb derhalb in wenig tagen nach dem es gefangen.“ Was mag da zugrunde liegen? Irgend-eine tierische Mißgeburdt? Natürlich liegt auch die Möglichkeit vor, daß ein seltenes, eigenartiges Tier zu einem Fabelwesen umgemünzt wurde. Durch die sehr konkreten Angaben über Jahr und Ort darf man sich übrigens nicht irre machen lassen. Ein weiteres Fabelwesen ist das Meerwunder (siehe die Initiale am Anfange). Es ist ein gar seltsames Geschöpf.

Manchmal steigen dem Verfasser aber selbst Zweifel auf über die reale Existenz solcher Fabeltiere und -menschen. Als

er von „einer anderen grausamen Wasser schlangen“ spricht, nämlich der siebenköpfigen, sagt er es ganz deutlich: „Dise scheußliche wasser schlangen / so sibem koepff hat / sol auß der Türgkey gen Venedig bracht worden seyn / vnd da öffentlich gezeigt im



Figur 16

1530. jar. Vnd nachmalen dem künig auß Franktreych zugeschickt. Aber es bedunckt die verstendigen der natur / kein natürlicher / sonder ein erdichter Coerpel seyn.“ Auch der Greypf, dessen tatsächliches Vorhandensein schon Plinius bezweifelt, wird mit großer Vorsicht geschildert. Auch hier tönt ein berechtigter Zweifel durch. Dem Besitzer des Buches scheint aber die Existenz des Greifen unzweifelhaft festzustehen. Er schreibt

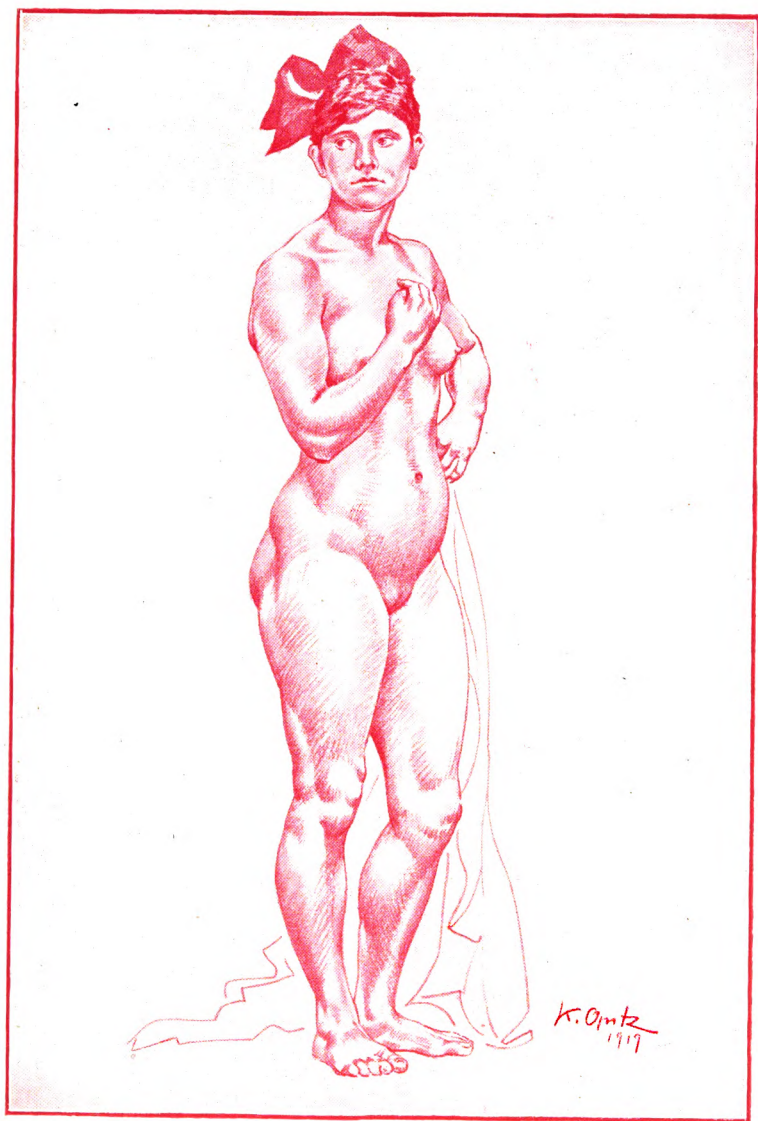
nämlich daneben: „ich hab ein griffen glawen gesehen in Eng-land by einem edelmann / genant / Syr Jörg tuerbin.“

Wie schon bemerkt, stehen im übrigen — trotz etlicher Entgleisungen — die bei Froschauer erschienenen zoologischen Bücher für jene Zeit auf relativ großer Höhe.

Ein Buch, in dem im großen und ganzen nichts von Kritiklosigkeit und Gutgläubigkeit zu merken, ist das schon erwähnte Breydenbachsche Itinerarium mit den Holzschnitten Reuwichs (1486). Auch hier finden wir etliche Tierbilder (Figur 5). Sie zeugen im großen und ganzen von guter Naturbeobachtung. Aber selbst hier schleicht sich ein Fabelwesen ein; denn trotz der ausdrücklichen Versicherung: „Disse thier synt warlich abe kuntersept als wir sie haben gesehen yn dem heiligen land“, glauben wir Reuwich das Einhorn doch nicht. Eine bewusste Fälschung braucht allerdings nicht vorzuliegen, so wenig sie in gewissen Felsenmalereien, in denen einhornähnliche Wesen dargestellt sind, vorliegt. Es sind dies jedenfalls primitiv und ohne Perspektive gezeichnete Antilopen mit graden Hörnern, die eben Bilder ergeben, die eine frappante Ähnlichkeit mit dem „Einhorn“ haben. Möglich bleibt es aber immerhin, daß Reuwich hier einmal gemogelt hat.

Aus dem Gebotenen dürfte zur Genüge hervorgehen, wie kritiklos man in dieser Beziehung im Mittelalter war. Das Gebotene nachzuprüfen fehlten allerdings auch häufig die Mittel. Wir modernen Menschen dürfen sagen, daß wir es „herrlich weit gebracht“ haben (wenigstens auf diesem Gebiete!): Auch der Laie ist heute so unterrichtet, daß er sich nicht so leicht ein X für ein U vormachen läßt. Die Naturforschung hat gerade in den letzten hundert Jahren riesige Fortschritte gemacht und hat endgültig aufgeräumt mit Spuf und Phantastik.

* * *



Kurt Opitz, Leipzig: „Rötelakt“

Opfer



des Buches

Nach dem Französischen von H. Schwarz, Leipzig

Seder Beruf fordert seine Opfer, bei dem einen sind sie körperlicher, beim andern geistiger Art, und es erscheint fast gewagt, zu sagen, daß auch die an sich einfache Beschäftigung mit dem fertigen Buche ihre „Opfer“ fordert. Und doch ist es so, wie sie aus Nachstehendem, das zu Nutz und Frommen aller Bücherfreunde, Bücherfammer und nicht minder auch angehenden Büchernarren mitgeteilt sei.

Unter obigem Titel und ähnlichen stößt man in Büchern, Zeitschriften und Bücherverzeichnissen häufig auf Berichte über Begleitererscheinungen, die das Sammeln und Zusammentragen von Büchern oder die Beschäftigung mit denselben mit sich bringt. Aus einer mir vorliegenden Abhandlung eines französischen Fachblattes und aus anderen Quellen, die als zuverlässige gelten können, möge einiges Interessante über den Gegenstand hier Platz finden.

Wohl nichts begleitet das menschliche Leben so und übt auf dasselbe seine Wirkungen so aus als wie das Buch; es tritt ihm bereits im unschuldsvollen Kindesalter nahe, es steht ihm in der an Mühen reichen Schulzeit zur Seite; von hier folgt es mit in die freud- und leidvolle Zeit des höheren Studiums oder der Lehrjahre, des Staatsdienstes. Kurzum, in welche Stellung der Mensch auch gerät, ja bis in die letzte Lebensstunde, in der sich oft erst zeigt, ob das „Buch des Lebens“ selbst so durchblättert ward, daß der Tod dem Leser ein gutes oder schlimmes Ende bereiten kann.

Die Geschichte des Robinson Crusoe oder die Erlebnisse des Ritters Don Quichote de la Mancha wirken auf die Einbildungskraft des jugendlichen Lesers nicht minder ein, als wie Coopers Lederstrumpf oder die Legenden Walter Scotts, in höherem Maße vielleicht bald darauf Werthers Leiden oder ein anderes von Leidenschaft getragenes Buch.

Wer zählt wohl die Opfer, die die Bücher eines Balzac und ähnliche jahraus, jahrein fordern oder bei der Weiblichkeit etwa Dumas Cameliendame, Zolas Nana uff. Jede Kurtisane wird der Nanon Lescault nachzueifern versucht sein; jeder Verbrecher im Cutaway oder jeder aufgefundene Selbstmörder in der Arbeitsbluse ist auch gewiß ein „Leser“ und so zugleich ein Opfer des Buches in schlimmster Form geworden.

Esopus hat sich bereits über den Wert und den Unwert des Buches ausgelassen; er meint, „die Sprache sei das schlimmste Ding auf der Welt, sie sei die Mutter aller Zwietracht, aber wiederum auch die Förderin allen Fortschritts, die Quelle aller Übel, selbst der Kriege“.

„Was wäre ich ohne dich“ (d. h. ohne Büchergenuss und Bücherliebe!) ruft Schiller aus. „Ich kann es nicht ermessen, aber es schaudert mich, wenn ich bedenke, daß Hunderte und Tausende von Menschen darauf verzichten!“

Von denen, die das Buch herzustellen oder zu vertreiben berufen sind, vom Buchdrucker und Buchhändler, oder von denen, für die es keinen Wert hat und die es darum mißachten, soll hier nicht die Rede sein, wohl aber mögen einige „Opfer“ Erwähnung finden, die es aus „Bücherliebe“ wurden.

Bemerkt sei zunächst, daß es neben kurzlebigen auch Bücherliebhaber von patriarchalischem Alter gegeben hat, so daß man im Büchersammeln fast ein Mittel zur Langlebigkeit vermuten könnte.

Ohne auf Eratosthenes (276—196 v. Chr.) zurückzugehen, oder auf den gelehrten und unermüdlichen Florentiner Biblio-



thekar Magliabecchi (1623—1714), oder auf Daniel Huet, den Bischof von Arranches (1630—1721), „den Menschen, der wohl am meisten gelesen hat“, seien einige „Achtzigjährige“ und „Neunzigjährige“ des 19. und 20. Jahrhunderts genannt: z. B. Palissot de Montenay (1730—1814), Verwalter der Mazarin-Bibliothek; der Akademiker Suard (1732—1817); der Buchhändler Jean François de Bure (1741—1825); Johann Wolfgang Goethe (1749—1832); Thiers (1787—1877); Littré (1800—1881). Zahlreiche weitere, auch deutsche Namen ließen sich anschließen.

Das älteste „Opfer“ des Buches ist vermutlich der bereits erwähnte griechische Philosoph, Geograph und Mathematiker Eratosthenes (276—196 v. Chr.) gewesen, den Ptolomeus Evergetius von Athen nach Alexandria berufen hatte, um ihm die Leitung der Stadtbibliothek zu übertragen. Von Blindheit im Alter befallen, zog er den Hungertod vor, anstatt in endloser Finsternis vor seinen Bücherschätzen verharren zu müssen.

Von dem in Genf geborenen, einer französischen Familie entstammenden Charles Didier (1805—1864), dem Verfasser von „Rome souterraine“, „Une année en Espagne“ usw., der auch das Augenlicht verlor, und dem man nachrühmte, „er sei der klarsehendste Blinde“, vermochte doch seinen Verlust nicht zu ertragen, er nahm sich durch einen Schuß das Leben in Paris am 13. März 1864.

Der berühmte deutsche Naturforscher Emil Bessels (1847 bis 1887) verlor bei einem Schiffbruch seine wertvollen Sammlungen; zum Überflus vernichtete ein Schadenfeuer seine Bücherei und Blattsammlungen restlos. Den Kummer über diesen zweifachen Verlust vermochte er nicht zu ertragen, er schied freiwillig aus dem Leben den 30. März 1887.

Nachdem von einigen durch Selbstmord geendeten Opfern die Rede gewesen ist, seien einige Fälle angeführt, in denen Büchersammler ein nicht so schnelles, sondern ein schrittweises

Ende ihres Lebens erreichten; dabei mögen diejenigen, die nur unmittelbar ihr Leben lassen mußten, z. B. Johann Huß oder Vanini, die als Opfer ihrer Überzeugung, als Märtyrer starben, nur nebenbei erwähnt sein, z. B. Johannes Müller, bekannter unter dem Namen Regiomontanus (1436—1476), der, wie es heißt, in Italien von den Söhnen eines Übersetzers, Georg von Trapezunt, ermordet wurde, weil er ihm einige lateinische Übersetzungsfehler nachgewiesen hatte, oder Karl IX., der einer Sage nach den Tod fand durch die Benutzung eines Buches, dessen Blätter mit Gift getränkt gewesen sein sollen; oder der unbemittelte deutsche Buchhändler J. P. Palm, der durch Verbreitung einer gegen Napoleon I. gerichteten Flugschrift in Nürnberg erschossen wurde uff. uff.

Es sei vielmehr noch etwas über Bücherfreunde, Sammler und Gelehrte gesagt, die derart mit ihren Bücherschätzen verbunden waren, daß sie sich nicht von ihnen zu trennen vermochten oder inmitten derselben den Tod suchten und fanden.

„Es verkaufe seine Bücher derjenige, der das ganze Elend des Erdenlebens kennenlernen will“ riefen Joseph Scaliger und Jules Sanin um die gleiche Zeit aus.

Der Philologe und Hellenist Richard Brund (1729—1803), der durch Geldsorgen zweimal an den Verkauf von Teilen seiner Bücherschätze gehen mußte (1791—1801), blieb untröstlich über den Verlust. Sprach man in seiner Gegenwart von Autoren, die er besessen hatte, so traten ihm Tränen der Nüchternung ins Auge. Von diesem Zeitpunkt an war ihm auch das Griechische, durch das er seinen Ruf begründet hatte, verhaßt. Beim letzten Verkauf rührte ihn der Schlag.

Der Graf Henry de la Bedoyère (1782—1861) stellt ein besonderes Opfer dar. Er hatte nach Aufgabe seiner militärischen Laufbahn und nach etwa zwanzigjährigem Sammeln eine ansehnliche Zahl von Büchern über die französische Revolution zusammengebracht. Plötzlich verlor er das Interesse an seinem

Werke und stellte es zum Verkauf. Kaum hatte sich die Schar der Bieter verlaufen, da befiel ihn die Reue, er versuchte seine Bestände zu jedem Preise zurückzuerwerben und ließ nichts unversucht, alles wieder zusammenzubringen. Es gelang ihm auch bald, eine weit größere Sammlung zu besitzen, als vordem. Nach seinem Tode (1861) erwarb sie die französische Nationalbibliothek.

Andere Sammler verfielen in Schwermut ob des Schadens, den ihre Sammlungen erlitten, sei es durch Beschädigung oder Plünderung. So der Arzt Jacques Goupil (...—1564), Professor der Botanik in Paris, dessen Bücherei während eines Aufstandes zugrunde ging; der Verlust brachte ihm den Tod.

Eins der eigenartigsten Opfer des Buches war der Graf von Chababre (19. Jahrhundert), der sich in den Kopf gesetzt hatte, ein Buch ermitteln zu müssen, das unauffindbar und überhaupt niemals vorhanden gewesen war, nämlich eine Bibel, von der in fröhlicher Stunde Charles Nodier Erwähnung getan hatte. Verzweiflung über vergebliches Bemühen brachte dem Narren den Tod.

Von den Bibliophilen und Gelehrten, denen ihre Bücherschätze durch Unfälle mit nachfolgendem Tode das Leben kosteten, seien nur einige erwähnt.

So der bemerkenswerte Fall des deutschen Astronomen und Mathematikers Johannes Stoeffler (1472—1531), ein eifriger Sterndeuter zugleich, der zum mindesten für sich selbst vorausgesagt hat. Überzeugt, daß er auf Grund der genauen Feststellung seiner Geburtsstunde und Prüfung des Sternbildes an einem von ihm bestimmten Zeitpunkte den Tod finden werde, hielt er sich an dem betreffenden kritischen Tage in seiner Behausung auf, umgeben von einigen seiner Freunde, die er zu sich geladen hatte. Man plauderte, es ergibt sich eine rege Unterhaltung, und Stoeffler entnimmt seiner Bücherei ein Buch, um es vorzuzeigen. Alsobald stürzt das vermutlich nach vorn geneigte



Regal, gefüllt mit schweren Folianten, auf ihn, die Last trifft ihn dabei so schwer, daß er einige Tage darauf (15. Februar 1531) nicht mehr lebte. Man ist versucht anzunehmen, daß der Betroffene den Beweis für die Richtigkeit seiner Voraussage hat erbringen wollen.

Der Pater Louis Jacques de Saint-Charles (1608—1670) vom Karmeliterorden und Bibliothekar des Kardinals de Retz, stürzt von den obersten Stufen der Leiter, auf der er zu einem Bande greifen wollte, zu Boden und stirbt an den Folgen des Sturzes kurz darauf.

Der berühmte englische Organist und Komponist Samuel Arnold (1740—1802) stirbt auf gleiche Weise. Ebenso der Hellenist Corray (1748—1833), einer der größten Forscher. Das gleiche Schicksal war ferner dem Dresdener Stadtbibliothekar Friedrich Adolph Ebert (1791—1834), einem der bedeutendsten deutschen Bibliographen sowie dem Don Joachim Gomez de la Cortina, Marquis de Morante (1808—1850), dem hervorragenden spanischen Bibliophilen beschieden.

Von der großen Zahl ähnlicher Opfer seien noch folgende aufgeführt:

Der bekannte deutsche Dramatiker Gustow (1811—1878) kam bei einem Brande um, den er selbst während des Lesens entfacht hatte. Der berühmte Historiker Theodor Mommsen (1817—1903), begab sich eines Abends des Januar 1903 mit brennender Kerze in der Hand nach seiner Bücherei, entzündete dabei sein langes Haupthaar und erlitt schwere Brandwunden, die ihm am 1. November den Tod brachten. Der vielgenannte, wohl seltsamste Antiquar, der je lebte, Bouland (1754—1825), und der seine acht Häuser vom Keller bis zum Dachgeschoß mit Bücherschätzen anfüllte, wurde ein Opfer seines Berufes. Am Vorabend des Tages, an dem er das neunte Haus zu erwerben sich anschickte, das einen Teil seiner 600 000 Bücher aufnehmen sollte, hatte er sich derart mit Büchern belastet, daß kein Fiafer



Prof. Walther Klemm, Weimar: Holzschnitt „Vorspiel auf dem Theater“ aus „Goethes Faust“
Einhorn-Verlag, Dachau bei München

sich fand, der ihn seinem entlegenen Heime zugefahren hätte. Schweißgebadet erreichte er mit seiner Bürde spät abends zu Fuß sein Heim. Nichts vermochte ihn davon abzuhalten, seine Bücher sofort noch im Keller, dem einzigen verfügbaren Raume, unterzubringen, was ihm eine Lungenentzündung brachte, der er erlag.

Neben Bibliophilen und Gelehrten, die durch Selbstmord oder Unfall ihr Leben verloren, wären noch solche zu erwähnen, die durch Überarbeitung oder durch knappe Lebensweise zugunsten des Büchererwerbs Opfer des Buches wurden.

Der Bibliothekar Adrien Bailler (1649—1706) verbrachte sein ganzes Leben mit seinen Büchern und für deren Beschaffung. Er schlief knapp einige Stunden, oftmals ganz bekleidet, er ging niemals aus, und um keine Zeit zu verlieren, nahm er nur eine Mahlzeit ein.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß dieses Gebaren Raubbau am menschlichen Leben bedeutete. Der berühmte Orientalist Anquetil-Duperron (1731—1805), Übersetzer des Zend-Avesta und Begründer der orientalischen Forschung in Europa, beschränkte sich auf den knappestn Lebensgenuß, er lebte von Brot und Milch, er verzichtete auf Heizung seiner Wohnung, auf Bett und Bettwäsche; bei seinen Ausgängen hielt man ihn zumeist für einen Bettler und bot ihm Almosen an. Dieser Gelehrte, der fast alle europäischen Sprachen beherrschte, starb an Altersschwäche den 17. Januar 1865.

Der Bibliophile Lauwers (... 1829), der sich auch die größten Entbehrungen auferlegte, ohne auch nur daran zu denken, eins seiner kostbaren Bücher zu veräußern, um Brot zu haben, wird beim Anblick seiner Bücherschätze vom Tode ereilt.

Ich will diese kleine Blütenlese schließen mit der Wiedergabe eines kurzen Auszuges aus einer in dem Werke „Das kuriose Buch“ (Wien, A. Hartlebens Verlag 1882) enthaltenen Skizze des Wiener Schriftstellers Friedrich Schögl, dessen

Bücherei erst vor kurzem unter den Hammer kam. Es heißt darin u. a.: Einen unheimlichen Eindruck mußte auf den ruhigen Beschauer wohl auch die nimmersatte Büchergier jenes hinfälligen Greises (Graf Königsader) in Wien machen, der seit Menschengedenken als ständiger Gast allüberall zu finden war, wo — Bücher zu haben waren. Man weiß heute noch nicht, trieb ihn der boshafte Geist des Sammelns oder der Sportstohold des — Steigerns. Der Mann sammelte seit länger als sechzig Jahren, und er sammelte, was zu finden war. Er kaufte ohne Wahl und ohne Richtung, ja häufig auch zwei bis drei Exemplare ein und desselben Wertes. Ob in dieser oder jener Sprache, ob in dieses oder jenes Fach einschlagend, ihm war es gleich, wenn es nur ein Buch war. Hatte er es einmal in den Händen, hielt er es krampfhaft fest, seine Augen schossen Blitze, seine fahlen Wangen röteten sich, seine Lippen kniffen sich zusammen, mühsam hastete er die gebotenen Ziffern hervor und atmete erst erleichtert und beruhigt auf, wenn er das erhaschte Buch sein nennen, das heißt zu den übrigen legen konnte. Der Bedauernswerte lebte, um seinem krampfhaften Hange nach Gedrucktem genügen zu können, kümmerlichst, er ernährte sich nicht selten von trockenem Brote und widmete seine Rente fast ungeschmälert der Befriedigung seiner armseligen Leidenschaft. In allen Winkeln der Vorstädte Wiens waren in teuer gemieteten Gelassen seine Vorräte, in Säcken gebunden, aufgestapelt, er gönnte seinem gebrechlichen Leibe nicht die mindeste Erquickung, er vernachlässigte bis zur denkbarsten Unsauberkeit sein Äußeres, er hatte nur Sinn und Empfindung für das Sammeln von Büchern und träumte nur von seinem Wunsche alle Bücher des Erdballes uneingeschränkt besitzen zu können. Als dann die Kuratelbehörde einiger Steuer- und sonstiger Forderungen wegen den Verkauf des närrisch-bunten und ungeheuren Büchervorrats des etwas konfus gewordenen Querkopfes anordnete, da war der also Sequestrierte selbst der heftigste Käufer und eroberte

OPFER DES BUCHES

um schweres Geld von seinem verfallenen Eigentum zurück, was zu erobern war. Der in drei Abteilungen erschienene Katalog der Sammlung Königsader (1856) umfasste damals an 13 000 Nummern, die wohl etwa 30 000 Bände darstellten. Alle seine Verstecke und Lager wurden im Wege des Gesetzes geleert, bald darauf waren sie voller als je. Der Ärmste war unheilbar und endete, mehr als 90 Jahre alt, im Irrenhause.



LITERARISCHE A U S L Ä N D E R E I ?

Von Carl Onno Eisenbart, Kassel

In gewissen literarischen Kreisen wird gelegentlich selbst aus ernst zu nehmendem Munde mit mehr oder minder großer Emphase und Verbitterung Klage geführt gegen den deutschen Bücherleser und seine Ansitze, Schaffende deutscher Nation zugunsten des literarischen Auslandes zu benachteiligen. Nun, es wird niemand bestreiten wollen, daß das deutsche Volk in der Tat neben der einheimischen auch der Auslandsliteratur von jeher eine liebevolle Pflegestätte bereitet hat. Verdient es aber diese nicht wegzuleugnende Erscheinung wirklich, mit dem verächtlichen Schlagwort von der „literarischen Ausländerei“ abgetan zu werden? Sollten ihr nicht noch tiefere, geistige Ursachen zugrunde liegen als lediglich die Sucht nach dem Fremdländischen um jeden Preis? Man mag mit Recht die Bevorzugung des Auslandes, soweit „französischer“ Setz oder „englische“ Krawatten in Frage kommen, aus wirtschaftlichen Gründen töricht heißen und sie bekämpfen, auf rein geistiges Gebiet übertragen scheint denn doch das Auslandsinteresse des Deutschen nach wesentlich anderen Gesichtspunkten gewertet werden zu müssen. Hier tritt der wirtschaftliche Faktor natürlich sofort hinter den ideellen zurück, so aufrichtig auch der Arbeit eines jeden schaffenden Künstlers praktischer Nutzen zu wünschen ist. Denn daran müssen wir doch zunächst einmal festhalten: Die Triebfeder echten künstlerischen Wirkens ist die Uneigennützigkeit, und einer Kunst, die bewußt nach Brot geht, fehlt von vornherein jene erhabene Größe, wie sie Schöpfungen eigen ist, die ihre Entstehung innerer Notwendigkeit verdanken. Beethoven litt beispielsweise schwer darunter, daß ihn die Not zwang, neben seiner Tätigkeit als Künstler „noch ein halber Handelsmann“ sein zu müssen. Er spürte im Innersten jene grundlegende Wahr-

heit, daß sich der Künstler mit seiner Muse nur um ihrer selbst willen beschäftigen soll. Dieser Selbstzweck der Kunst macht sie auch gewissermaßen zu einer universalen. An sich ist alle Kunst eine freie, turmhoch über den nationalen Verschiedenheiten thronende Erscheinung, und man kann von einer „französischen“ oder „deutschen“ Kunst nur insofern, sprechen, als man damit den völkischen Boden und die spezifisch nationalen Eigentümlichkeiten und Formen bezeichnen will, die das Kunstwerk auf eben diesem Boden annehmen mußte. Das Kunstzeugnis selbst jedoch ist trotz des ihm anhaftenden nationalen Charakters Eigentum der gesamten Menschheit, und es kommt eben nur darauf an, wie weit die Befähigung der verschiedenen Völker reicht, das Wesen eines nicht nationalen Kunstwerkes zu erfassen.

Von solcher Perspektive aus erscheint die Pflege ausländischer Literatur in Deutschland ganz gewiß nicht mehr als Unsitte. Ihr Grund ist vielmehr letzten Endes darin zu suchen, daß wir die zu uns gekommene Literatur als wirkliche Kunst empfanden. Vielleicht hat der Mangel an weltumspannenden Geistern im eignen Lande hier seit Jahrzehnten mit beeinflussend gewirkt. Da wäre es doppelt beschämend, wollten wir nationale Kleinigkeitskrämerei treiben und den bedeutenden literarischen Werten, wie sie z. B. aus dem Norden den Weg zu uns fanden, den Einlaß verwehren. Das Verständnis für diese fremde, uns so vertraut gewordene Kunst sollte uns mit Stolz und Freude erfüllen.

Es kommt aber noch ein weiterer wichtiger Umstand hinzu, der von den Eiferern gegen das Eindringen der Auslandsliteratur gern ignoriert wird: die hohe, durch den Austausch literarischer Erzeugnisse zwischen den einzelnen Völkern bedingte Möglichkeit gegenseitiger Anregung zur Schaffung neuer künstlerischer Werte! Die Literaturgeschichte ist reich an Beispielen solcher auf Gegenseitigkeit beruhender fruchtbarer Einflüsse. Eins der markantesten und in seinen Folgen bedeutksamsten möge nachstehend kurz entwickelt werden.

Als die im Jahre 1587 erschienene, von einem unbekannten Literaten verfaßte „Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwarzkünstler“ ihren Weg von Deutschland nach England fand, regte sie dort Christopher Marlowe zu einer Fausttragödie an, die noch heute als bedeutungsvolles Werk der Weltliteratur geschätzt wird. War doch ein Marlowe der erste, der den rohen, ungeschlachten Stoff des erwähnten alten Volksbuches wirklich dichterisch bezwang. Als unmittelbarer Vorgänger und Zeitgenosse Shakespeares hat er diesen ohne Zweifel durch seine Werke stark beeinflusst. Brandl hat über das Verhältnis zwischen Marlowe und Shakespeare sehr interessante Forschungen angestellt. Jedenfalls darf man mit Sicherheit annehmen, daß Shakespeare neben anderen Werken Marlowes auch dessen „Doktor Faustus“ gekannt hat, der in England weite Verbreitung gefunden hatte. Nimmt man nun den Fall an, daß Shakespeare die Anregung zu auch nur einer einzigen Szene irgendeines seiner Meisterwerke dem Faustdrama von Marlowe verdankt hätte, so wäre dieser Umstand allein, ganz abgesehen von der Bedeutung der Marloweschen Arbeit an sich, ein Lohn, der das Eindringen des wertlosen deutschen Volksbuches in England reichlich gelohnt haben würde. Aber der Segen des befruchtenden Einflusses jener armseligen deutschen „Historia“ auf den englischen Dichter sollte sich, rückwirkend auf die deutsche Literatur, erst viel später völlig offenbaren.

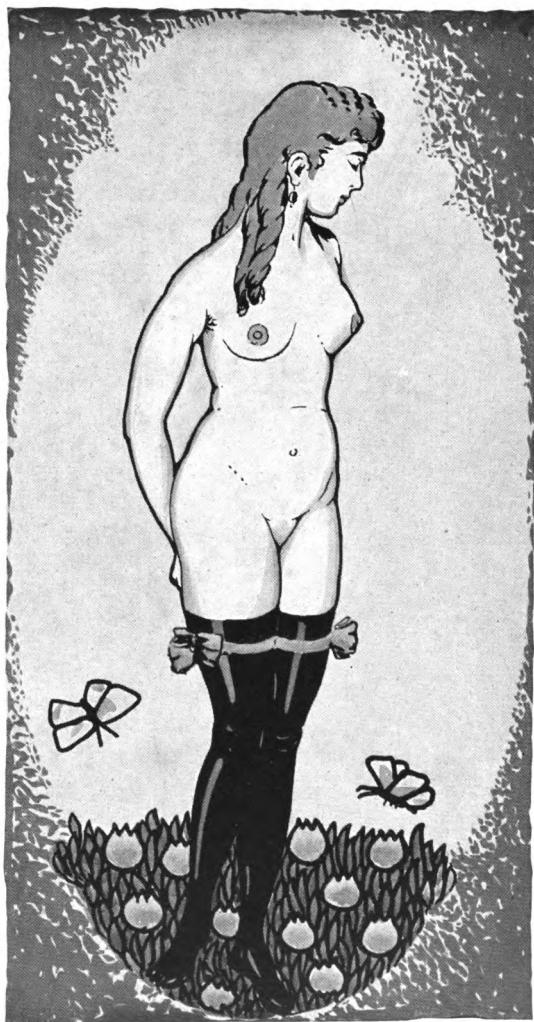
Zu Beginn bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus durchzogen fahrende englische Schauspieler vielfach die deutschen Lande. In den Städten schlugen sie ihr „theatrum“ auf und ergöhten das Volk mit Komödienspiel. Durch diese fremden Komödianten wurde den Deutschen unter anderem die Bekanntschaft mit Marlowes „Doktor Faustus“ vermittelt. Zum ersten Male wurden hier der Stoff des schon lange in aller Munde befindlichen Volksbuches in dramatischer Form geboten, und wenn schon die Theateraufführungen der Engländer ohnehin im Volke

auf große Beliebtheit stießen, so übte das Stüd vom „Doktor Faustus“ eine geradz u sensationelle Anziehungskraft aus. Mit wahren Feuereifer bemächtigten sich angesichts des Erfolges der Engländer auch deutsche Stribenten nunmehr des Fauststoffes. Bis zum Überdruß wurde er dramatisch zurechtgetnetet und in unzähligen Bearbeitungen entweder von Schauspielern oder mit Hilfe von Marionetten dargestellt. So trug das alte Faustbuch von 1587 durch Vermittlung des Engländers Marlowe in hervorragendem Maße dazu bei, eine der charakteristischsten Erscheinungen der deutschen Volksliteratur des 17. Jahrhunderts zur Blüte zu bringen: das Puppenspiel. Zwar offenbaren diese Volks- und Puppenspiele eine etwas zweifelhafte „Kunst“. Oft sind sie nichts als roh gezimmerte, in niedrigen Noten sich erschöpfende Hanswurftiaden, aber dennoch beanspruchen sie als Zeitpiegel immerhin berechtigtes Interesse, und gerade die Unterstreichnng des derb-humoristischen Elements, die Verwendung burlesker Wortspielereien und dergleichen verraten jenen englischen Einfluß, der uns in diesem Zusammenhang wichtig erscheinen muß. Was jedoch den Puppenspielen und insbesondere denen, die vom Doktor Faust handeln, bis auf den heutigen Tag lebhaft e Beachtung verschaffte, ist natürlich die Frage ihres Verhältnisses zu Goethe und seiner Faustdichtung. Zweifellos hat Goethe in jungen Jahren das eine oder andere der überall aufgeführten Faustspiele gesehen, und obwohl er mit dem Fauststoff selbst von früher Jugend auf durch das alte Volksbuch vertraut war, so wissen wir seit der vor nunmehr zehn Jahren erfolgten Auffindung der Urfassung des „Wilhelm Meister“, daß er die erste Anregung zur dramatischen Gestaltung des „Faust“ eben von diesen Puppenspielen empfing. Mit dieser Feststellung aber gewinnt die Auswanderung der alten „Historia“ nach England eine unschätzbare Bedeutung. Durch Jahrhunderte hindurch strömt der Faustgedanke, Höhen und Tiefen durchmessend, vom deutschen Volksbuch über den Engländer Marlowe und das

Puppenspiel in die Geistesstammer eines gewaltigen Genies, um endlich dort Ewigkeitswert anzunehmen.

Dem literaturgeschichtlich interessierten Leser wird es ein leichtes sein, den angeführten Fall selbst um eine Reihe weiterer Beispiele zu vermehren, sofern er sich dieses lehrreiche und reizvolle Vergnügen zu machen gedenkt. Zum Exempel: man sehe sich einmal die mannigfaltige, befruchtende Wirkung an, welche die alte Fabel vom Reineke Fuchs auf die Dichter der verschiedensten Völker ausgeübt hat, oder man gehe dem seltsamen Schicksal des allbekannten Münchhausenschen Abenteuerbuches nach, um auch hier wieder bestätigt zu finden, wie segensreich unter Umständen die Pflege einer weitherzigen, durch nationale Schranken nicht eingeengten Kunstanschauung werden kann. Und wenn das Eindringen literarischer Kunstwerke vom Ausland von den Gegnern dieser Erscheinung als eine materielle Benachteiligung der Schaffenden des eigenen Volkes angesehen wird, so darf man dem getrost widersprechen. Selbst wenn diese Ansicht stichhaltig wäre, müßte sie vor dem Gedanken der Universalität aller Kunst zurücktreten. Unter den heutigen Verhältnissen aber hat sie nicht einmal Berechtigung. Wenn heute ein wirklicher Dichter aufsteht — wie oft tut es schon ein wenig Talent! — es wird ihm an Anerkennung nicht fehlen. Wir haben sie doch so bitter nötig, die echten Dichter. Die Möglichkeit, wahrhaftiger Kunst einen Weg zu bahnen, ist heute vielseitiger denn je. Das Verkanntwerden und Nichtverstandensein begegnet meist nur den Durchschnittsliteraten oder ganz großen, ihrer Zeit vorausseilenden Genies. Diese tragen ihren Schmerz gewöhnlich still und erhaben, jene aber ziehen lärmend in den Kampf gegen „literarische Unsitten“, wettern gegen die „Ausländerei“ des Lesepublikums oder machen die böse Kritik für ihren Mißerfolg verantwortlich, während sie den nächstliegenden Grund, ihren Mangel an Selbsterkenntnis, außer acht lassen.

* * *



Knosp

Rudolf Engel-Hardt, Leipzig:
Aus dem Zyklus „Das Weib“



Albrecht Dürer*)

DER SCHÖNE MENSCH

Von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig

Wenn man vom finsternen Mittelalter absieht, wo schwarzer Unglaube im nackten Menschen das Blendwerk der Hölle sah, so findet man, daß zu allen Zeiten der Mensch als Krone der Schöpfung gegolten und daß man sich bemüht hat, die Schönheiten des menschlichen Körpers mit Griffel, Pinsel oder Meißel in höchster Vollendung wiederzugeben. Man erkennt dabei deutlich zwei Richtungen: die idealisierende, die all die kleinen körperlichen Mängel des Modells liebevoll übersieht, und die naturalistische, die in höchster Anlehnung an das Modell Wirklichkeitsbilder zu schaffen strebt. Schon seit Jahrtausenden mühen sich Künstler und Gelehrte, die Gesetzmäßigkeiten des Schönen im menschlichen Körper zu ergründen und in Normalfiguren (z. B. im „Doryphoros“ des Polyklet) niederzulegen. Auch Albrecht Dürer hat den unwiderstehlichen Drang in sich gespürt, die Proportionen des schönen Menschen ziffernmäßig und durch Konstruktion festzulegen, gewiß ein Streben, das deutlich die Absicht verrät, bis in die letzten Geheimnisse der Schönheiten des menschlichen Körpers einzudringen. Und in den Museen, auf den Plätzen, an den Brunnen und Gebäuden, überall künden herrliche Gemälde oder Bildwerke die

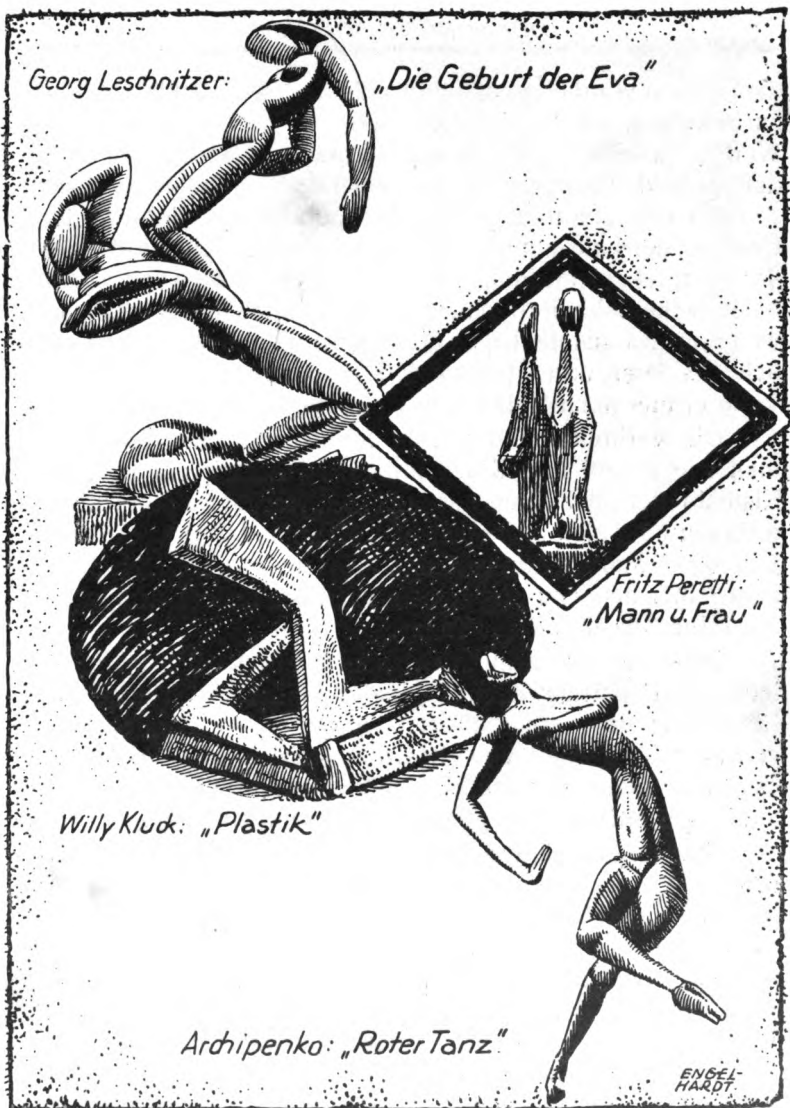
*) Aus Otto Fischer, „Albrecht Dürers Leben und Werke“, Gelber Verlag, Dachau bei München.

Schönheit des nackten Menschen, singen das Hohe Lied auf die Meisterschaft des Schöpfers.

Der menschliche Körper hat seit Jahrtausenden vielfach als Symbol von Harmonie und Schönheit gegolten, und wenn auch das Schönheitsideal nicht immer das gleiche war, so begegnen wir doch nur selten wirklich häßlichen Menschen auf Miniaturen oder Tafelgemälden, an Wänden oder in Plastiken.

Erst unserer Zeit ist es vorbehalten geblieben, das ausgesprochen, ja abschreckend Häßliche mit Vorliebe als Darstellungstoff zu wählen. Nicht mehr das schöne, normale oder rassig-interessante Gesicht, sondern wehleidig verzerrte oder blödsinnig grinsende Mongolenfratzen, nicht der anmutige Rhythmus weich-schwellender oder straff-muskulöser Glieder, sondern unnatürlich verquollene oder asketisch hagere Gliedmaßen, nicht die anmutige Stellung, die alle Teile des Körpers in bester Weise zur Geltung kommen läßt, sondern exstatisch verzerrte Posen und Derwischverrenkungen schlimmster Art sind für das Schaffen zahlreicher Künstler unserer Zeit typische Merkmale. Man verletzt, ja noch schlimmer, man verhöhnt das gesunde Empfinden im normal denkenden Menschen; seiner Sehnsucht nach dem Schönen bereitet man Qual auf Qual. Dabei fühlt sich der entsetzte, zugleich hilflose Laie vielfach allein mit seinem Urteil. Er zweifelt oft nicht nur am Verstande jener „Schöpfer“, sondern da er solche Werke von gewissen Kunstschriftstellern in unbegreiflicher Weise, oft in kritischer Unehrllichkeit gelobt sieht, so zweifelt er letzten Endes an sich selbst und seinem Urteil.

Zunächst befremdet den Laien die ungewohnte Vereinfachung des Dargestellten. Er kann es nicht verstehen, wenn solch eine Skulptur wie „Die Geburt der Eva“ statt Gesichtern nur gewölbte glatte Ovale zeigt. Der Kritiker würde ihm freundlich herablassend erklären, daß der Künstler hier ganz was anderes „geben wollte“ als Gesichter. Er versucht, dem Banausen,



Georg Leschnitzer:

„Die Geburt der Eva“

Fritz Peretti:
„Mann u. Frau“

Willy Kluck: „Plastik“

Archipenko: „Roter Tanz“

ENGEL-
HARDT

dem er von vornherein dauernd mildernde Umstände zubilligt, zu beweisen, daß es hier die Bewegung ist, daß der Reiz des Werkes, ja seine Größe in der „Wucht des Ausdrucks“ liegt, daß die beiden Körper, wenn sie auch keine Gesichter besitzen, so doch eine „monumental große und kühne Linie“ verraten. Und wo der Laie nur eine lächerliche Pose sieht, dort findet der Interpret „eigensinnigstes Kunstwollen“, und wenn es dem Laien lächerlich vorkommt, daß Adam gar so derschrock'n tut, weil ihm Eva aus der Rippe springt, so glaubt sich der freundliche Erklärer unter Umständen schon etwas zu vergeben, wenn er hier noch Deutungen zu bieten versucht.

Die Verhöhnung wird nun freilich zur Frechheit, wenn man wie Peretti und Kluck mit dem Holzbeil ein paar alte Kistenbretter oder einen ausgedienten Hackklotz zurechthaut, rotbraun oder blau anstreicht, als „Mann und Frau“ bezeichnet und 6000 Mark dafür verlangt. Unsere östlichen Nachbarn haben hier den Ton angegeben, z. B. der famose Archipenko mit seiner Plastik „Roter Tanz“.

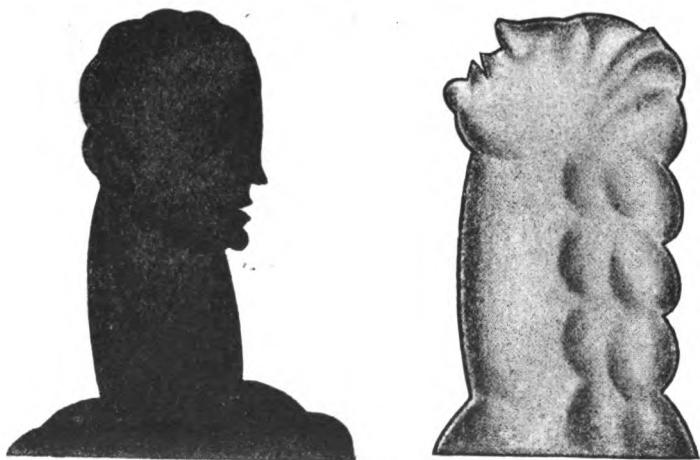
Diese Kunstsprache in Urlauten fand natürlich sofort den lebhaften Beifall gewisser Originalgraphiker. Auch hierfür ein Beispiel in dem gar lieblichen „Mädchen vor dem Spiegel“ von Schmidt-Rottlaff, den ein Kritiker einen „riesig-ringenden Gestalter“ nennt, der sich in seinen Holzschnittblättern zu einer „kühn-gewaltigen Bewegtheit durchgerungen“ habe.

Ist diese Mißbildung aber nicht ein unerträglicher Anblick? Abgründe trennen den natürlich Empfindenden von solchen Karikaturen. Man müßte sich vor der Nachwelt schämen, wenn man solchen Hohn auf die Schönheit des menschlichen Körpers unwidersprochen hinnehmen wollte. Man hat die Gehirne weiter Volkskreise nachgerade genug mit artistischem Kunstgeschwätz über solche „Schöpfungen“ verkleistert. Der Expressionismus, der von der Schaubühne seiner vielen Effekt-haschereien und Betrugsversuche abzutreten sich anschickt,



Schmidt-Rottluff: „Mädchen vor dem Spiegel“ (Holzschnitt)
Verlag J. B. Neumann, Berlin

hinterläßt eine schwüle, muffige Atmosphäre. — Die Fenster auf — und den Papierkorb. Was will der „Künstler“ hier wohl geben? Etwa eine Schilderung des menschlichen Körpers? Will er den Ekel wachrufen? Sollen sich Schwangere an solchem Zerrbild versehen? Oder will man zeigen, wie weit



Aus graphischen Arbeiten von Stahl-Arpke.

wir mit unserer Kunst herunter sind? Ist das nicht echtteste „Barbarenkunst“? Oh, verrannte und verarmte Zeit, 100 Mark und mehr sollst du für solch ein vom Künstler signiertes Kunstblatt bezahlen. Doch schauen wir uns das Mädelein einmal genauer an. Zunächst der obligatorisch eingeführte Mongolentyp, Fettsteiß (leicht geschwärzt), Beine, die im Original auf englische Krankheit hindeuten, im Spiegelbild X-Anordnung verraten. Schenkelbildung in Reithosenart, Brüste etwas verrutscht, am rechten Fuß ein absatzartiger Frostballen, wirklich ein Bild klassischer Schönheit. Kein Wunder, daß sich die Maid betroffen von ihrem Spiegelbild abwendet — und wir mit ihr.

Ein anderes Beispiel solcher Art stellt das Lia-Plakat 1920 dar. Diesen Affenmenschen mit ausgesprochenem Kretinschädel, zerschossener Hand und tätowiertem Brustkorb schuf ein Kunstbetrübter, der schon einmal durch das empörende Porträt seiner Mutter stärkstes Ärgernis beim Beschauer erregt hatte. Solche „Künstler“ zeichnen aber beileibe keine Bescheidenheit aus, wie sie etwa einen Dürer, überhaupt alle wahrhaften Köpfer zierte. So spricht dieser hoffnungsvolle Jüngling vom Leipziger Museum als dem „kläglichsten Bilderhaufen Mitteleuropas“. Er stellt eine „Verschlammung des Leipziger Kunstlebens“ fest, findet, daß sich in Leipzig eine „Afterkunst“ breitmacht, kurz, daß diese bedauernswerte Stadt „geschmacklosen Kitschgesellen“ ausgeliefert sei. Der Leser wird gern zugeben, daß einer, der so Schönes schafft, mit Recht so reden darf.



Figur aus dem Lia-Plakat 1920.

Leider haben auch bewährte Künstler bedenkliche Schwankungen nach der Seite dieser Antikunst gemacht. Man betrachte die beiden Köpfe von Stahl-Arpke, die mit ihren unnatürlich langen Halsen einen höchst unerfreulichen Anblick bieten. Vielfach sucht man durch solche Übertreibungen symbolisierend zu wirken; es dürfte jedoch schwer halten, in diesem Falle die Mißbildungen überzeugend zu begründen.

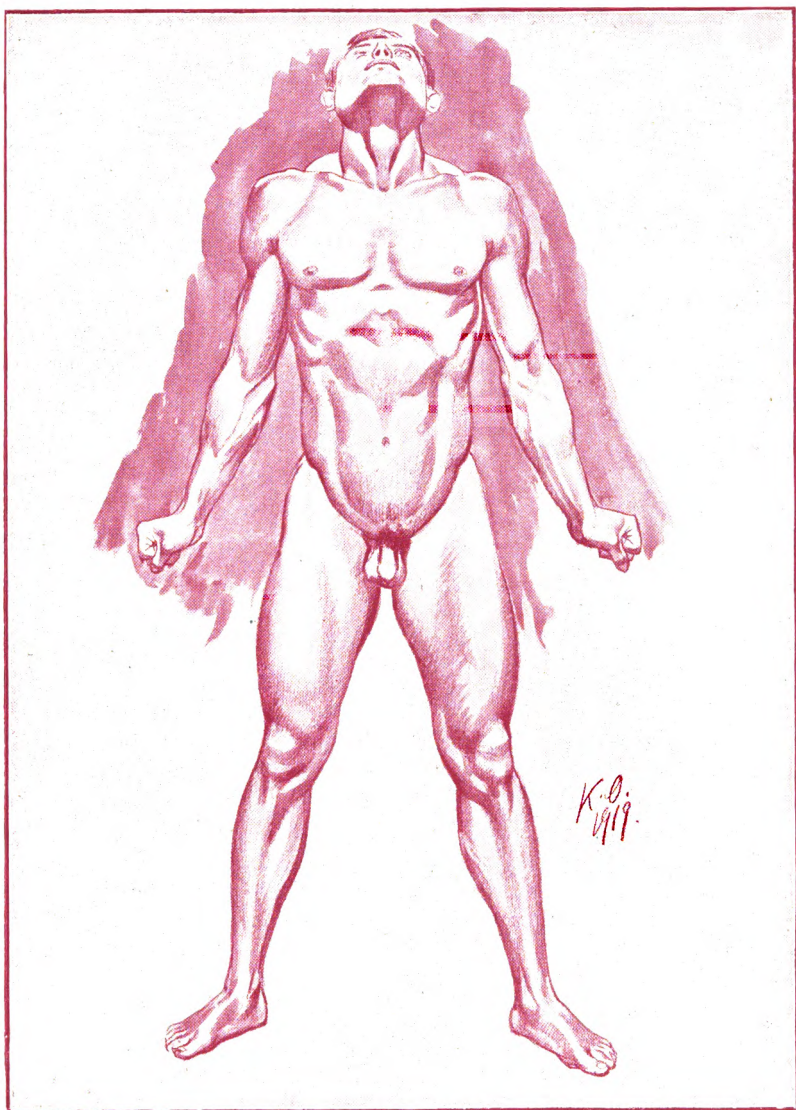
Diese wenigen Beispiele zeigen, wohin der Weg führt, wenn es nicht gelingt, weiteren Kreisen das Bewußtsein einzupflanzen, daß einzig und allein eine rückhaltlose, ja schroffe Kritik an solchen Werken am Platze ist und daß nur damit wieder dem Schönen zum Siege verholfen werden kann.

Seltfame Bücher

Ein Buch, das weder geschrieben noch gedruckt ist, befindet sich im Besiz der Familie des Prinzen von Ligne. Es handelt von den «Leiden Christi» und muß auf ein sehr hohes Alter zurückblicken, denn schon im Jahre 1640 galt es als eine Kuriosität. Die Buchstaben sind in die Seiten geschnitten, und das Lesen ist dadurch erleichtert, daß abwechselnd ein Blatt weiß, das andere blau ist. Gewiß wurde hierauf eine ungeheure Summe Zeit, Geschick und Geduld aufgewendet, denn die einzelnen Buchstaben sind von einer Gleichmäßigkeit, die an maschinelle Herstellung erinnert. ¶

Sodann sei noch ein Kuriosum von einem Buche erwähnt, das vor etwa 30 Jahren von dem Franzosen Rochas herausgegeben und «Livre de Demain» von ihm benannt wurde. Es enthielt nicht nur Blätter in den verschiedensten Farben, sondern auch der Druck war vielfarbig gehalten, und die Schriftgrade wechselten ebenfalls je nach der Wichtigkeit, die der Herausgeber den einzelnen Versen beilegte. Der Gedankengang dieses Pfiffikus war, nicht nur durch den Inhalt des Buches, sondern ebenso sehr durch dessen außergewöhnliche Ausstattung zu wirken. ¶

Ghmde-Druck mit dazugehörigen Initialen der Schriftgießerei D. Stempel 30, Frankfurt am Main



Kurt Ditz, Leipzig: „Rötelaft“

15

„Edeln durch Materialdurchgeistigung“

Eine typographische Leistung, die einzig in ihrer Art sein dürfte, ist das Werbeschreiben für den Beitritt in die „Gemeinschaft der Linienfreunde“ (1920). Solange die Druckkunst besteht, dürfte es das erste Mal sein, daß eine Broschüre (8 Seiten zu 34 Zeilen) kein einziges ungesperretes Wort enthält. Motto, Rubriken, der gesamte Text, ja selbst die Druckfirma sind gesperrt; gesperrt in einer Weise, daß ein seltsam wässriger, charakterloser, ungemein fleckiger Eindruck entsteht. Herr Wendler in Braunschweig (der Schöpfer dieser Druckarbeit) nennt dies „edeln durch Materialdurchgeistigung“. Bei ihm ist solch ein Sperren gleichbedeutend mit Steigerung des Ausdruckswertes der Schrift. Er hat sich anscheinend mit seinem „ganzen Denken in das Leben der Materie hineingesetzt“, die seiner Meinung nach eine jahrhundertealte Erfahrung (wer, die Materie??) besitzt. Wirklich, man darf Herrn Wendler zu seinem Entschluß, „nicht an die große Öffentlichkeit unseres Fachlebens“ zutreten, nur beglückwünschen. Seine „Gewerbe-Religion“ bekommt einen fatalen Beigeschmack durch seine erste offizielle typographische Leistung und seine unverständlich gegebenen Ideale.

Die „Gemeinschaft der Linienfreunde“ will sich der „Forschungsarbeit“ (!) über die Linie widmen. Sie läßt es sich an 250 Gläubigen und einem Propheten genügen. Wahrlich, die Sektiererei ist groß in unseren Tagen.

„Ich bin der Ich Bin“

Schriftgießereien erkennt das Gebot der Stunde und gießt Halbgevierte an die Lettern.

Die Biedermeier-Illustration

Von Prof. Dr. Julius Zeitler, Leipzig

Sicherlich wird mit jener immer noch denkwürdigen Jahrhundertausstellung deutscher Malerei 1906 manches zu Unrecht in Beziehung gesetzt, aber trotzdem ist dieses Ereignis für die zurücksehende Kunstbetrachtung immer noch nicht überholt, es bleibt erstaunlich, welche vielen Fäden in ihr zusammenführen, welche Strömungen gerade in ihr auf einen Gipfel gebracht sind. Ein Hauptergebnis von ihr war, daß sie uns nicht nur die Romantiker genauer sehen ließ, sondern daß sie vor allem uns die Realisten und überhaupt die realistischen Richtungen im 16. Jahrhundert kennen lehrte, wozu auch ein intimeres Verständnis für die bis dahin so verachteten Lokalschulen kam. 1906 brachte auch den Sieg des jungen Menzel mit seiner wunderbaren Beherrschung der malerischen und zeichnerischen Bildeinheit gegenüber dem anekdotischen, sich zerfasern den alten Menzel. Es ist nicht von ungefähr, daß in derselben Zeit eine neue Schätzung des Illustrators Menzel einsetzte, war die von ihm 1840 bis 1842 illustrierte Geschichte Friedrichs des Großen, das sog. „Kuglerwerk“, schon von je ein Lieblingsbuch des deutschen Bürgertums gewesen (an Volkstümlichkeit übertrafen es doch manche Märchen- und Sagenbücher und vor allem Hauptwerke Ludwig Richters), so setzte jetzt eine neue künstlerische Erkenntnis und Wertung des Illustrators Menzel ein, und man ging nun auch dem einzelnen Bildchen mit größter ästhetischer Feinfühligkeit nach. Aber auch als Buchkunstwerk höchsten Ranges wurde das Friedrichsbuch anerkannt, weder Marbachs Nibelungenausgabe noch Richters Musäusbuch kommen ihm darin, in der feineren Verteilung der Bilder und in der Abgestimmtheit von Bild und Text, wenigstens in der Originalausgabe, völlig gleich.

Und hier eröffnen sich neue Zusammenhänge. Nicht lange darauf wurde von den Buchkünstlern und ja überhaupt von den

Freunden der Kunst das Biedermeier entdeckt, woran wiederum die Jahrhundertausstellung ihren wohlgemessenen Anteil hat. Und während die vorhergegangene Generation hauptsächlich Druck- und Bilderwerke des 15. und 16. Jahrhunderts sammelte, kam jetzt zugleich mit der eigentlichen Chodowiedy-Begeisterung die Liebe zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Interesse wandte sich jetzt den Biedermeierausgaben zu, die damals noch ziemlich wohlfeil zu haben waren, während sie heute, nachdem die Epoche entdeckt ist, gleichfalls durch einen nicht geringen antiquarischen Preis ausgezeichnet sind. Der Schwerpunkt einer Bibliothek, wie etwa der von Georg Hirth, lag durchaus im 16. und im 18. Jahrhundert, Karl Voll dagegen sammelte schon fast ausschließlich Bücher des 19. Jahrhunderts. Und neben Voll waren es noch etwa Ruemann, Hirschberg, Wittkowski, die diesem Gebiet eine besondere Sammlerliebe schenkten; zu den schönsten und reichhaltigsten Privatbibliotheken, die diese Epoche bevorzugen, zählen die von Marie König und Max Heilpern. Dabei handelt es sich um Bücher, die sich als Erbgut aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Familien vererbt haben können; noch bei mancher alten Großmutter steht ein Schrank mit solchen Schätzen, ohne daß sie sich besonders des Wertes bewußt wäre, der ihnen innewohnt. Mit Recht ist solchen alten Leuten der Lavendelgeruch um diese Almanache und Truhentbücher, das Umwittertsein mit Pietät, das wichtigste, die Nachlebenden aber mögen sorgen, daß sich solche Güter nicht zerstreuen und verschleudern.

Im allgemeinen waren diese älteren Illustratoren sehr in Vergessenheit geraten. Über Menzel, Richter, Kethel, Schwind ging das Erinnern nicht zurück. Der Niedergang des Holzschnittes seit 1860 und die Raschlebigkeit der Generation um 1900 waren daran schuld. Aber nun entdeckte man, daß hinter jenen großen noch eine ganze Phalanx tüchtiger Vertreter der Illustrationskunst verborgen war, man erkannte, daß man es

überhaupt mit einer ganz unvergleichlichen Blütezeit der Illustration zu tun hatte. Die Biographen meldeten sich, Hirth schrieb über Eysler, Wohlmut über Pocci, Schur über Töpfer, Aubert über Runge, Bredt über Neureuther, Uhde-Bernays über Spitzweg, Brieger über Hofemann, Ehmdé über Speckter; von den Klassizisten und Romantikern zu schweigen, die schon aus kunsthistorischen Gründen ihre Erläuterer fanden; der farbigen Lithographien von Dörbeck und Hofemann nahm sich, in seinem „Altberliner Humor“, Otto Pniower an; über Schrödter und die Düsseldorfer Illustratoren liegen fertige Manuskripte von Paul Seehaus vor, der sie liebevoll gesammelt hatte; nachdem Seehaus, eines der beklagenswertesten Opfer des Weltkrieges, nicht die Drucklegung erlebt hatte, werden wir wohl noch länger darauf warten müssen. Der großen französischen Illustration entstanden in Voll, Fuchs, Ruemann, Hartlaub vortreffliche Bearbeiter. Und neuerdings erhielten wir von Ulrich Christoffel in seinem ausgezeichneten Werk über die „Romantische Zeichnung von Runge bis Schwind“ (Hansfängel) eine sehr zeitgemäße Zusammenfassung der klassizistischen Tendenzen in der Illustration der ersten Jahrhunderthälfte.

Die französische Illustration der Zeit ist außerordentlich viel realistischer, was zugleich in der stärkeren politischen Karikatur seine Erklärung findet. Es wäre aber verfehlt, zu sagen, die deutsche Illustration der Epoche sei ausschließlich klassizistisch. Der Entwicklungsprozeß stellt sich vielmehr als eine immer stärkere Überwindung des Klassizismus dar, bis gegen den Beginn des Impressionismus. Christoffel ist nur innerhalb seines Themas ganz auf den Klassizismus eingestellt; wenn auch kaum von Menzel die Rede ist, so werden doch Robell und Klein etwa als frühe Realisten erwähnt. Christoffel gibt mit seinem Gott sei Dank nicht leicht und bequem geschriebenen Buche manche schwere Nuß zu knäuen auf, auch ist nicht zu übersehen, daß es ein glänzender Beitrag zum Problem der

germanischen Kunst, zum Problem der speziell deutschen Illustration ist. Zum ersten Male hat er gezeigt, wie eng eigentlich Romantik und Klassizismus verschwistert sind. Für die echte, die deutsche Gotik bestand ja doch nur eine im Grunde vage, eine mehr literarische Schwärmerei. Indem sich die Nazarener wesentlich dem italienischen Quattrocento verknüpften, stellten sie sich in eine viel engere Beziehung zur Antike, als sie ahnten. Die eigentlichen Romantiker, die unnazarenischen, waren ganz anders der Wirklichkeit hingegeben, bei ihnen, also bei Raspar David Friedrich, bei Carus, bei Engert, ja selbst bei Wasmann muß man viel mehr die Wurzeln der realistischen Kunst des 19. Jahrhunderts suchen. Hier haben auch Pössi und Spitzweg ihren Ort. Stark angenähert dieser Strömung sind dann (um den Weg einmal nicht vom Klassizismus her zu beschreiten) die Arabeskenkünstler, unter denen Neureuther, der Fröbel-Unger, Schrödter voranstehen; und es ist klar, wie eng verwandt ihnen Schwind und Richter sind. Hier trifft der romantische Stimmungsrealismus mit dem magischen Spenglerscher Prägung zusammen, dessen germanische Ahnen unsere nordische Linienornamentik, jenes geometrische Gerienkel und Bandgeflecht sind, das voller spiritualisierter Symbolik steht, und das wir in jedem Waldweben Richters und Schwinds wiederfinden, wie auch in dieser Hinsicht unsere Kunst aus den Wäldern kommt, wie wir selbst. Insofern kann selbst der Umriss, die Kontur, nicht rein klassizistisch gedeutet werden, auch diese Elemente, die Abstraktionen der deutschen Sehweise, auf die neuerdings Hagen so energisch hingewiesen hat, haben deutsche Flüge. Es ist vielmehr Kompositionsschwäche, Traditionsabhängigkeit, die die Klassizisten und Nazarener bei alten Schläuchen, bei verbrauchten Bildschemen von den Caracci und vom Barock her Hilfe suchen heißt.

Dies erscheint grundlegend zur Beurteilung der Illustrationskunst von 1800 bis 1850. Welche Freuden aber eröffnen sich,

wenn man nun in die Betrachtung der Werke selbst eintritt. Man greift etwa in die französischen Schränke und stößt auf den geistreich-enthusiastischen Faust des Delacroix, auf den klassizistisch gestimmten Chaffériau in Othello, auf Gavarnis glutgespeiste Hoffmann-Illustrationen, auf seine souveräne Weltstadtgraphik in seinem Gens de Paris oder sonstigen Zyklen, auf Daumiers bittere Grotesken, auf die entzückenden Gilblas-Illustrationen von Gigoux, auf die Dämonien und Diablerien von Tony Johannot. Und da ist noch Cham, der lustige Bilder-spötter, da ist Monnier, der Philister- und Spießbürgerschreck, da ist Grandville, der prachtvolle Tiercharakteristiker vor allem, und neben der Tierkarikatur, ohne die unser Raulbach, ja vielleicht auch Disteli nicht zu denken sind, steht die Pflanzenkarikatur, in der Varin, im Empire des legumes, köstliche Launen entfaltet hat. Und wie ein grandioses Feuerwerk verprasselt am Ende der Epoche Doré.

Auch aus dem englischen Illustrationsschrank fällt einem Gewichtiges ins Auge, frühe Holzschnitte von Bewick, unter den Dickens-Illustratoren vor allem Phiz, Seymour, Morley, Thurston, endlich will noch der fabelhafte Cruikshank, dessen Schlemihl-Illustrationen uns so vertraut sind, gewürdigt sein.

Die deutschen Illustratoren der Zeit sind schwerlich heute schon völlig übersehbar. Runge, Kesssch, Cornelius, Raulbach, Genelli, Steinle, Führig, Kethel, Schnorr sind ja durch eine genaue Linie verbunden.

Man wird Ferdinand Fellner, trotzdem er ein so naturfroher Schwabe ist, in ihre Nachbarschaft stellen, und wird nicht verkennen, auf welchen Tiefstand diese akademische Kunst, etwa in den Jahrgängen des Vergißmeinnicht-Almanachs von Ludwig Weiße, sank. Schwind war immer ganz anders naturnah, aber es war ein heroischer Kampf, in dem sich Richter und Kethel zur Wehr setzten, um illustrative Deuter ihrer eignen Zeit sein und bleiben zu können. Neben den an Kraft erheblich hinter Kethel

zurückstehenden Düsseldorfer Stille, Bendemann, Hübner steht als von ganz eignem illustrativen Kaliber Schrödter, der freilich manches gute und furiose von den Franzosen gelernt hat. Was Ehrhard für Bocksteins Deutsches Sagenbuch, v. Der für deutsche Balladen 1852 und 1853 leistete, ist solides illustratives Gut, dem noch Schlid für Hebbels Schnod, Andreas Müller, Fröhlich, Seitz (für Blumauer), anzureihen wären. Ranftl bleibt in seinen Tierkarikaturen (für Bauernfeld), ebenso weit hinter dem Reinede Fuchs zurück wie Bauermann. Dagegen karikiert Lyser ebensogut Tiere, wie er ein trefflicher Charakteristiker ist. Hier berührt er sich mit dem Zeichner E. T. U. Hoffmann, der in eine Berliner Tradition hineingeht, die Menzel wenigstens streift, die aber Hofmann und Dörbeck völlig umfaßt. Überaus witzig und geistreich wirkt der sonst unbekannte Sylvan, während Osterwald Kraft und Grazie erstaunlich vereint. Der Parallelismus zwischen Cham, Doré einerseits und den Bilderromanen Töpfers und Schroedters Piepmeier ist unverkennbar. Das Technische der Illustration, die ja fast völlig Holzschnitt ist, wird durch die Schulen der Unger, durch F. W. Gubitz, endlich durch den biedereren Raspar Braun gewährleistet, noch größer aber sind die Verdienste, die sich Menzel und Richter durch die Erziehung ganzer Gruppen von Holzschneidern erworben haben.

Wenn der Klassizist nur lebte, indem er in fremde und ideale Reiche flüchtete, so erkämpfte sich der bürgerliche, realistische Illustrator seine Gegenwart, seine Zeit als Eigentum. Lebendiger als die meisten akademischen Schemen sind daher diese schlichten Bändchen mit Bildern aus der Großväterzeit, in der man der Natur nahezu kommen strebte. Letzten Endes aber müssen doch beide Ströme zusammen betrachtet werden, damit uns das Charakterbild der Biedermeier-Illustration entsteht.





Rudolf Engel-Hardt, Leipzig: „Grotten im Schloßpark von Cirey“

Der Druckherr

Von Dr. Alfred Heller, München



in jeder Stand hat nicht nur seinen Frieden und seine Last, sondern auch seinen — ganz, ganz kleinen — Sparren. Sparren! Ich bitte nicht mißzuverstehen. Ich hätte eigentlich „Spleen“ sagen sollen, um ja sicher zu sein, daß mich der Deutsche versteht. Aber so ganz trifft auch das Wort nicht, wenn es gleich in seinem Gebrauch an den gewünschten Sinn nahe kommt. Denn „Spleen“ heißt „Milz“, und was so eine richtige Milzwurst ist, das prokelt in jeder Pfanne; das springt justament immer an der unrechten Stelle auf; das gibt nach, wenn man hineinsticht und spritzt dir hintennach ins Gesicht. Es ist was besonderes, aber etwas willkürlich Eigenpersönliches, was mit innerer Widerborstigkeit gegen sich selber, mit Launenhaftigkeit, mit — es geht nicht das Fremdwort zu vermeiden — Hypochondrie verschwägert ist.

„Sparren“ aber ist entschieden geistige Einstellung, gewissermaßen ein geistiger Kropf, den die einen, wie den körperlichen Kropf, für eine Zierde und die anderen für einen Fehler halten. Allemal sind es die Berufsgenossen, die sich zu jenem stellen wie die Steiermärker zu diesem, die den Fremden, Kropflofen mitleidig dulden: müßst's'n net vaspottn, er to jo nix dafür, daß eahm da Hals so dürr gwachsn is.

Diese Selbstfischerheit, wir nennen sie Kunststolz, hat etwas unendlich lebenswürdiges. Was ganz objektiv ein Nachteil ist, wird zur persönlichen Note, zur Eigenart, zur Belebung des langweilig-ebennmäßigen. Wie der höfliche Berliner sich über die derbsten Grobheiten des anzüglichen Münchners freut und sich selbst nicht einmal betroffen fühlt.

Den Drudersparren muß man, um auf seine Ebenmäßigkeit zu kommen, nach Konfordanzen messen. Der typographische Maßstab macht ihn zwar schier größer, als er den graphischen Nichtsteiermärkern erscheinen könnte. Aber den „Kunstverwandten“ selber rückt er soviel näher, als sie seine Übereinstimmung mit dem Punktsystem fühlen.

Er hat nicht Pariser, nicht Leipziger Höhe, der gute Sparren, sondern seine eigene Haushöhe, d. h. er weicht in jedem Haus, darinnen er zum Dach herausragt, um individuelle Kleinigkeiten ab. Ein Punkt mehr, ein Punkt weniger, wie's bei haushohen deutschen Sparren nicht verwunderlich sein kann.

Woraus sich ergibt, daß unsere kleine Naturgeschichte des besagten typographischen Hausmöbels gerade auf Sie selbst, verehrter Leser, keineswegs zutrifft, sondern nur auf die anderen. Und über die lachen Sie doch auch gerne, nicht wahr?

Es war bis tief in die Neuzeit herein ein altes Vorrecht des Buchdruckerherrs, daß er einen Degen tragen durfte. Noch 1740 erkennt man auf den Kupfern, die Christian Friedrich Geyner seiner so „nützlich als nützlichen Buchdruckerkunst“ beigegeben hat, den Herrn Prinzipal an dem Stolz, mit dem er die lange, spitze Waffe zwischen den Beinen baumeln läßt. Den Gehilfen wurde um die Zeit des Verfalles des Zunftwesens in mehreren Buchdruckerordnungen das Degentragen untersagt; es entstanden aus dem ritterlichen Zierat zu leicht blutige Raufbändel, die man bei dem wohlgelesenen Herrn und Meister doch nicht zu sehr zu befürchten hatte. Diese „Ordnungen“ geben Anhalt dafür, daß das Buchdrucker-völkchen insgesamt im Saufen und Raufen und Blaumachen trotz andern die gute alte Zeit hochhielt. Der Spieß ist in unserem friedlichen Zeitalter ganz verschwunden oder wenigstens, wie südlich der Donau, in ein „im Griffte feststehendes Messer“, wie das Strafrecht sachlich sagt, zusammengeschrumpft. Aber wenn du den rechten Buchdrucker dir betrachtest, so ist's, als wenn noch immer der gravitatische Degen

die Mantelschleppe meterweit nach hinten abstehen ließe. Er fühlt seine Würde, er fühlt sich höher stehend als der gewöhnliche Handwerker, fühlt sich dem Geistigen, der Wissenschaft verwandt. Ja diese Wissenschaft ist ihm eigentlich untertänig, er erst läßt sie zum Leben kommen; was wäre sie ohne ihn. So ist er der eigentlich Schaffende, die Wissenschaft aber nur die Vorbereiterin, die Gehilfin.

Sein geistiger Degen ist spitz und geschliffen. Er weiß das Wort zu führen, die Rede mit Fremdworten, nicht selten mit lateinischen und griechischen Sentenzen zu würzen. Er weiß in den Dingen des Lebens Bescheid, er kennt ihre wissenschaftlichen Benennungen, und ist damit dem anderen Handwerker, der zwar auch nichts von den Dingen erfaßt hat, aber sich nicht einmal die Namen merken kann, um etliche Nasen- oder Degenlängen voraus. Er weiß von den geistigen Strömungen zu reden und kennt die Titel der bedeutenden Bücher und die Namen ihrer Verfasser. Allerdings Bücher, die ein anderer gedruckt hat, liest er in der Regel nicht, solche, die er selber druckt, grundsätzlich nicht. Am ängstlichsten vermeidet er, sich durch die Lektüre fachlicher Bücher oder Zeitschriften bevorurteilen zu lassen. Aber er kauft die meist besprochenen und bestgebundenen, um sie, je nachdem, in seinen Bücherkasten zu stellen oder seinem Lehrling zu schenken, wenn er ausgelernt hat.

Im Gewühl der Großstadt tritt dies Wesen ein wenig zurück, es blüht dann nur im kleineren Kreise des Vereines, in dem er Vorstand ist, im engeren Zirkel der Gesellschaft, der Partei, der Gemeinde, die er sich zu schaffen wußte. In der kleineren Stadt wächst Ansehen und Bedeutung auch nach außen. Wo wäre die Gemeindevertretung, die Feuerwehr, die Liedertafel, der Honoratiorentisch, wenn Meister Printiser fehlte! Hier ist's ja auch nicht die gewichtige Persönlichkeit allein, hier ist's die Beziehung zur Wissenschaft im Besonderen, hier ist's der große Faktor der öffentlichen Meinung. Denn zu der Beförderung geistiger Dinge

tritt die einflußreiche Landzeitung, die er herausgibt und selbst redigiert, oder wenigstens deren Inhalt er maßgebend bestimmt. Denn der spitze Degen hat sich ihm in eine spitze Feder verwandelt, mit der er unentwegt voll und ganz für Ordnung und Sitte eintritt. Da wird das Ansehen zur Macht, zum ausschlaggebenden Faktor, je nach der politischen Gegend vom Landrat oder vom geistlichen Herrn eifrig gefördert und — vorgeschoben.

Dieses Ansehen gründet sich nun nicht allein auf den geistigen Degen, der von dem Mantel bescheiden verdeckt, dennoch mit seiner Schleppe breit in die Welt nach hinten starrt. Auch der Mantel selbst ist's, der lange pelzverbrämte Patriziermantel würdiger Wohlbeschaffenheit, der seinen Eindruck nicht verfehlt und seinen Ausdruck findet.

Er gilt als reich und vornehm einfach. Der Mann und der Mantel. Dieses Kleidungsstück ist hochgeschlossen und läßt nicht recht erkennen, ob darunter ebenso reiche innere Kleidung steckt und ob in der Tasche mehr Silberstücke ruhen als so gelegentlich bei rechtem Anlaß zum Vorschein kommen. Es ist der Mantel der Ehrbarkeit, der eingeseffenen Sitte und Art, verbrämt vom Pelz angenehmer Wohlhabenheit, die nicht so gering ist, daß Zurückhaltung nötig wäre, und nicht so üppig, daß sie zur Prokerei würde oder das Ohr für die Not der Zeit zerschläffe.

Der ehrfame Meister der schwarzen Kunst wahrt das rechte Mittel zwischen dem Erfordernis der neuen Zeit und dem guten Herkommen. Er fühlt sich als moderner Mensch, der allemal, gerade weil er modern ist, die Auswüchse, das „Zuviel“, das verrückt Übertriebene mit heiligem Eifer zurückweisen kann. Das ist sein Verhältnis zur öffentlichen Wirtschaft; nicht so sehr zu den freien Geisteswissenschaften, zur Philosophie etwa, die sich zu bürgerlicher Behandlung ohnedies nicht recht eignet. Das ist sein Verhältnis vor allem zur Kunst, mit der ihn das technische Schaffen seines Berufes in nahe Beziehung bringt.



Gott grüß die Kunst! Der alte Buchdruckergruß gibt dem Wort „Kunst“ eine besondere Bedeutung. Darin klingt noch stärker die Abstammung von „Können“ nach. Es ist nicht die hohe Kunst, die allgemeine, bildende, tönende, darstellende. Es ist vielmehr die Berufskunst schlechthin, die schwarze Kunst, wie sie wegen ihrer lichtverbreitenden Wirkung — *canis a non canendo* — genannt wird. Dadurch aber, daß das eigene Handwerk zur Kunst wird, ist es überflüssig, sich auch noch mit jener anderen zu beschäftigen, die für diesen Bereich an Bedeutung sichtlich verliert. Sie wirkt nur mittelbar, nur indirekt herein wie etwa eine hübsche Arabeske am soliden praktischen Handgriff des Degens.

Unsere „Kunst“ ist etwas langsam Gewordenes. Ihre Grundlage, ihr Hauptbereich ist das handwerklich Bestimmte, die Werkregeln in ihrer sinnvollen Weiterbildung. Diese Regeln beherrschen nicht die Kunst, sie *s i n d* die Kunst, erst in zweiter Linie kommt die Form.

Hier berührt sich die eingeseffene Auffassung mit einer ganz revolutionären: bildende Kunst und Buchdruckkunst ist ein Verschiedenes. Im Handwerklichen des Buchdruckers selbst erblüht echte Kunstübung, die freilich der eine in der meistermäßigen Durchdringung der Form und der andere in der meistermäßigen Beherrschung der Formeln erblickt. Und diese Formeln sind sogar moderner wie jene Form, die sich merkwürdigerweise an Gutenberg selbst, an Manutius oder Bodoni oder Gott weiß, welche veraltete, nicht auf der Höhe der Zeit stehende Meister anlehnte.

Daß diese goldenen Regeln und Formeln nichts mit der lebendigen freien Kunst zu schaffen haben, liegt auf der Hand. Sie werden durch diese nur abgelenkt und das Ergebnis sind grauenvolle VerstöÙe gegen — ja gegen was? Gegen den Stil? — nein, denn der rechte Typograph ist als wahrer Könnner nicht so armselig, einen Stil zu haben; er schafft in allen Stilen. Gegen den Geschmack? — nein, Geschmacksfragen haben sich

billig dem technisch Bedingten unterzuordnen. Na also — gegen den Geist der „Kunst“, der auf dem Gewordenen aufbaut, aber nicht vergift, „wie wir’s zuletzt so herrlich weit gebracht“.

Für e i n e n Stil hat der Buchdrucker v i e l e „Manieren“. Das ist die besondere Art technische Mittel anzuwenden, die aber deshalb nicht immer manierlich sein muß. Die Manieren lösen sich zeitlich ab, sie befehlen sich, aber sie bleiben sich in den großen Gesichtspunkten — oder deren Fehlen gleich.

Der gute Ritter vom schwarzen Greif wahr! also Sitte und Herkommen in jenem tüchtigen Sinne, der das Veraltete beiseite legt, auch wenn es gut ist, und dem Neuen zugänglich ist, wenn es nicht gerade zu verwegen revolutionär auftritt. Er geht mit der Zeit und steht so in einem viel innigeren Verkehr mit dem Kunstschaffen als der moderne Durchschnittsmensch, der bekanntlich auch keine Gemäldeweiden abgrast oder ästhetische Überflüssigkeiten durchschmökert.

Nun aber die Technik, die der echte Buchdrucker noch zur Kunst rechnet. Hier sieht er mit besonderem Eifer darauf, als moderner Mensch zu gelten. Er nützt die Errungenschaften der Zivilisation recht schaffen. Seine Maschinen sind modern, seine Schriften sind modern. Und er schmilzt lieber eine alte Mediäval ein, als daß er sich die neueste Phantasiegotisch samt dem Welt- oder Universalverschmut seines bevorzugten Schriftgießerei-reisenden entgegen ließe.

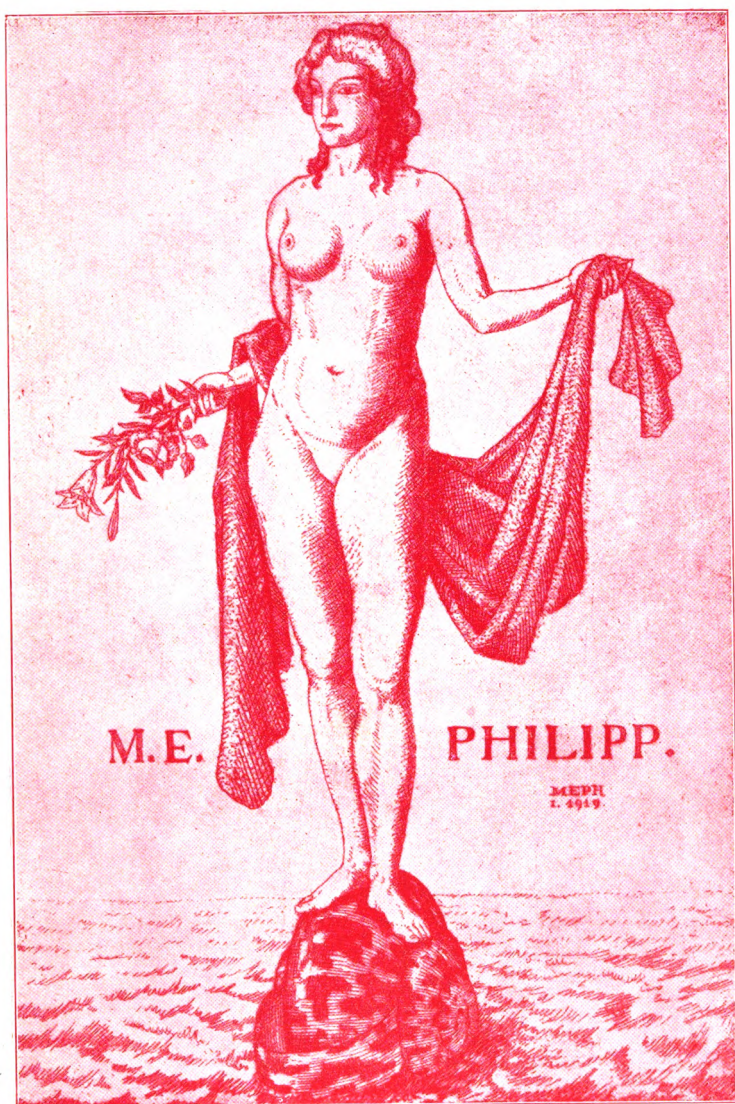
Maschinenwerte sind leichter meßbar — an der Leistung. Darum schaltet für die maschinelle Einrichtung alles, was mit unserm lieben Sparren zusammenhängt, ziemlich aus. Höchstens daß die Verkaufsbedingungen noch von ihm beeinflusst sind.

Der Schriftlauf aber zeigt den waderen Buchdruckmeister in seiner ganzen Art. Reisende sind lästige Menschen; Schriftproben dienen zur Ablagerung in dem hohen Stoß auf dem Schreibtisch, wo sie in Gemeinschaft mit den einlaufenden Fachschriften zu Bergeshöhe anwachsen. Man kann sie dann ent-

weder gemeinsam in den Papierkorb werfen oder aber von Zeit zu Zeit durch einen Lehrling in sauber abgeteilte Regale ablegen lassen, von wo sie nur bei Umzug oder Drudereibrand entfernt werden. Danach erfolgt der Schriftkauf nach den Versicherungen des Lieblingsreisenden oder aber nach dem Wunsch eines Kunden. Auf solche Wünsche wird gern eingegangen, wenn auch die Anschaffung in keinem Verhältnis zum Auftrag steht. Aber man muß seine Großzügigkeit zeigen. Wenn man mit dem Kunden Glück hat, kann man so zu guten Schriften gelangen.

Leider wirkt hier das Wirtschaftliche zu stark mit herein. Denn es zeigt sich in der Folge der unangenehmen Eigenschaften der Lieferanten, die für ihre Waren Bezahlung verlangen, daß am Ende des Jahres das Verdiente in weit größerem Maße wieder im Betrieb steckt, als man sich's vorher dachte.

Das Wirtschaftliche im Ganzen aber ist ein besonderes Kapitel. Es ist merkwürdig, daß in alten Buchdruckerbüchern nur äußerst spärlich wirtschaftliche Hinweise zu finden sind. Im Vergleich zu der Höhe des Kunstgefühles — siehe oben — ist das Wirtschaftliche gemein und niedrig und der eingehenderen Beachtung des echten Buchdruckers nicht würdig. Darum liebt der Druckherr vom alten Schrot und Korn lieber selber Korrekturen und Revisionen und überläßt Kundenbesuch und Preisberechnung untergeordneten Organen. Sofern es nicht die Sitte des Landes erheischt, daß gewisse Tageszeiten im Kaffeehaus, beim Frühschoppen oder beim Dämmererschoppen verbracht werden, die für die Anbahnung neuer Geschäftsbeziehungen sehr wichtig sind, ist er von früh bis spät selbst in seinem Betrieb, legt selbst mit Hand an. Dies erspart ihm auch die Betriebskontrolle durch Statistiken und ähnliche überflüssige Schreibereien. Überdies werden diese Statistiken in ihrer Auswirkung auf die Preisberechnung von den fachlichen Organisationen genugsam in Preistarifen und Zeitschriften vorgekaut. Da hat man die Sache dann sowieso schwarz auf weiß und braucht's nicht zu lesen.



M. E. Philipp, Dresden: „Erlibris Philipp“ (nach einer Radierung)

Nur manchmal kommt ein kräftigerer Impetus, die kaufmännische Seite des Unternehmens herauszukehren: beim Papiereinkauf. Hier kommt's nicht auf die Qualität, nur auf den Preis an. Die billigste Sorte ist die willkommenste.

Wenn dann am Jahreschluß die Bilanz gezogen wird, eine an sich überflüssige Arbeit — denn man merkt doch auch so, ob man etwas verdient hat — (sie ist leider nur durch eine rücksichtslose, die Bedürfnisse des Mittelstandes völlig verkennende Gesetzgebung vorgeschrieben) — dann sinkt der starrende Degen ein wenig. Ein ganz klein wenig. Gekner sagte schon 1740, es ergebe sich dann, „daß 0 von 0 aufgehe“. Der Druckherr sieht zunächst ein, daß er zum Privatier nicht geboren sei; und er arbeitet demgemäß gerne. Die ungeheuren Löhne, die öffentlichen Lasten und Steuern, die unerhörten Betriebspesen stehen in steilen Ziffern vor ihm. Man müßte sie vermindern können, um vorwärts zu kommen. Und da das nicht so ohne weiteres geht, so kann man die Bilanz dadurch etwas erfreulicher gestalten, daß man sein Einrichtungskonto nicht überflüssig „entwertet“, die Abschreibungen also auf das bescheidenste Maß beschränkt. Dadurch hebt sich der Mut mit samt dem Degen wieder ein wenig. Denn man weiß sich im Besitze großer Werte, fühlt sich ein wenig als reicher Mann und rechnet sich wohl auch noch vor, was die Einrichtung unter heutigen Verhältnissen neu kosten würde. Dann ist der Reichtum schier unermeslich, so unermeslich, daß man rechte Lust verspürt, einen Schlaun zu finden, der das ganze „Zeugl“ zum „Marktpreis“ abkauft.

Aber es gibt doch noch einen Bilanzrückstand: eine ungeheure But auf alles, was zur Verteuerung des Betriebes beiträgt.

Auf den Staat, der so unsinnige Steuern macht. Auf die Lieferanten, die den reinsten Wucher treiben. Auf die Arbeiter, die unerschwingliche Löhne erpressen. Und auf die Berufsorganisationen, die — zu hohe Preistarife festgesetzt, zu hohe Löhne

bewilligt und die Konkurrenz nicht völlig beseitigt hätten, wie sie's so oft versprochen.

Diejenigen, die in den Organisationen mitarbeiten oder doch hie und da ihre Meinung äußern, das sind die wenigsten. Und immer wieder dieselben. Es wird einem schon langweilig. Unser Buchdrucker ist zwar Mitglied, er tut aber grundsätzlich nicht mit („da reden allaweil nur die Großkopseten!“) und schimpft desto mehr hinterher. Er geht oft in Versammlungen — um vielleicht doch etwas aufzuschnappen, was geschäftlich von Wert wäre, was auf ein Geschäft, das man wegfangen könne, hinwiese. Er horcht ein bißchen, was die Kollegen sagen, wie sie verkaufen, wie sie rechnen. Das läßt sich schon am nächsten Tage trefflich verwerten; denn man kann dem Kunden nun getrost einen billigeren Preis machen und ihm vertraulich sagen, wie sich Kollege X über jenen geäußert. Man erfährt da erst aus den Klagen der Kollegen, welche Kunden Bedarf haben, welche Ämter noch besucht werden können.

Aber es kommt auch der Tag, wo unser Meister selber eine schwungvolle Rede von Stapel läßt, auf die mangelnde Kollegialität wettert und die schärfsten Bestimmungen fordert — weil ihm ein anderer in die Rundschaft gestiegen. „Was hab' ich denn von der Organisation, sie schült mich ja nicht!“ schreien die ärgsten Kundenjäger. Dann werden schwere Beschlüsse gefaßt, bindende Beschlüsse. Unterschrift und großes Ehrenwort. Strafen drohen. Nur wenn das Wort „Solawechsel“ fällt, fährt er wie von der mit Recht so beliebten Tarantel gestochen in die Höhe.

Und dann kommt der Beschluß zu den Akten

Ja wirklich

Zwei Tage später wird er veröffentlicht. In der Gehilfenpresse. Im Prinzipalsorgan ist er noch geheim. Denn auf Stillschweigen steht nur kleines Ehrenwort. Die Gehilfen wissen auch, wer dafür gesprochen, wer dagegen; sie sind in der Lage, Rede-

wendungen aus der vertraulichen Prinzipalsversammlung, in der kontrolliertermaßen nur Prinzipale waren, wörtlich zu zitieren. Und sie denken sich dasselbe wie der Kunde, der sich von der Meute hungriger Konkurrenten umschweifwedelt ficht und vom einen die interessantesten Dinge über den anderen und sein Verhalten im Kollegenkreis erfährt. Sonst hält es unser Meister mit dem dritten Handwerksburschen beim Osterspaziergang im Faust.

Und er hat noch einen Wahlspruch, der lautet:

„Tue recht und rechne niemals.“

Ein fabelhaftes Geschick im Schätzen einer Druckarbeit nach ihrem Gewicht — besonders bei Katalogen und Büchern zu verbüßend einfachen Ergebnissen führend — erspart ihm die Mühe der Kalkulation.

Er ist ehrlich und glaubt dem Kunden den niedrigeren Konkurrenzpreis aufs Wort. Um nicht unangenehme Enttäuschungen zu erleben, prüft er den Preis nach dem fertigen Arbeitsergebnis lieber nicht nach. Immer wieder versucht er den Tarif anzuwenden. Aber 's geht halt nicht. Es ist rein unmöglich. Diese schöne Nachgiebigkeit beweist er auch gegen die sonstigen Wünsche des Kunden, insbesondere selbst gegen dessen skurrilste Schriftangaben. Wenn dann auch die Arbeit nicht besonders schön wird, ein bedauerndes Achselzucken: „ja mei, er hat's so wollen!?“

Er hat's so wollen! Du lieber guter Buchdruckersparren hast deinen Jüngeren und Älteren eigne Rappen aufgesetzt. Leicht einem sind sie zu spitzig, zu zipfelig oder zu rund. Aber sie halten hübsch warm und drunter glänzt ein vergnügtes Gesicht:

„Wenn man nur g'sund is!“



die schammade

(dilettanten erhebt euch)

erscheint mitte februar im
schloemilchverlag köln rhein
die 313 autoren der scham
made sind archipenko arp
baargeld dreihundertdrei da
daisten max ernst angelika
und heinz hoetle picabia qua
litätsdada serner tristan tzar
a die beiträge werden zum
erstenmal veröffentlicht viele
bilder preis geheftet m 15.50
museumsausgabe von den
autoren signiert Originalritz
reliefs und knotenplastiken
von baargeld und max ernst
m 85.00 lieferung händlern
mit 30% u 11/10 schloemilch
verlag köln bachemers
traße 243

»Dadaisten«Deutsche» oder die 313 Autoren der scham made.
Aus einer Anzeige des Börsenblattes für den Deutschen
Buchhandel



Wie Glocken: hochlaut, leisend — tieflaut, leisend, so klingt aus der runden Glasübertür in der Giebelwand eines kleinen grüngrauen Hauses buntes Licht ins Dunkel hinaus: gelbrothell, dunkelnd — blaurothell, dunkelnd. Was ist das?

„Farbspielhaus“ leuchtet darunter erst in rein gelb, dann immer roter bis rot, immer blauer bis blau, immer grüner bis grün, immer gelber bis wieder hin zu gelb und so im Kreise fort.

Man stößt sich an, man blickt sich an, man lächelt und geht vorüber, man sieht sich aber doch noch mal um, bleibt stehn, kehrt zurück und geht hinein in die von oben und von den Seiten zugrüne grüne Tür.

Gerade vor einem, weiß mit gelb umrahmt, strahlt die Kasse, rechts und links davon locken, aus dem Gelb der Kassenumrahmung, dem Blau der Decke, dem Schwarz der Wände und dem Weiß der Fußbodenfliesen zurotet, rote Eingänge.

Im Vorführsaal selber verliert sich dann das Rot nach vorn hin und geht in ein Schwarz über, das die Lichtbildwand fest umschließt.

Rasch vollt der Raum, das Licht erlischt und dann — nachdem aller Augen an die Dunkelheit gewöhnt und ausgeruht sind — beginnt es.

Ganz leise, man weiß nicht, ob es nicht bloß ein Traum ist, erklingen tief ein paar Geigen, und ganz leise, man weiß nicht, ob es nicht auch bloß ein Traum ist, rotet ein Kreis auf.

Hoher und lauter singen dann die Geigen, roter und heller strahlt das Licht. Die Geigen werden zu schwach, Trompeten setzen ein und führen das Rot bis zum Gipfel seiner Pracht. Dann bricht beides plötzlich ab.

Man ist überrascht — auf neues gespannt.

Nun springt aus dem Dunkel ein liebliches Grün, bald gelber, bald blauer, bald lustiger, bald trauriger tanzt es ein weiches Flötenlied und ist dann, schnell wie es gekommen, auch wieder verschwunden.

Mühsam quält sich dann ein elendes Blau aus der Nacht. Unschlüssig schwankt es — bald rotblau in Sehnsucht und Empörung, bald grünblau in Kummer und Verzicht und sinkt dann, langsam unbuntend, müde wieder ins Nichts.

Fast mitgestorben wäre man, wenn einem nicht plötzlich etwas ganz anderes aufgerissen hätte: ein bunter Zusammenklang, ein gelbrot-spitziges Muster, und wenn dann nicht ein Spiel sich gezeigt von der allerberückendsten Art.

Eine seltsame Bewegung kommt in dies Muster. Bald kriecht es in sich zusammen, dann dehnt es sich weithin aus. Bald liegt es in ganz weichen Formen im zartesten Grün und Blau da und wächst fast so langsam wie Blumen, dann wieder ist es kantig und eckig in Gelbrot und Blaurot und voll von zitterndster Unrast. Bald prunkt es in allen Bunten und sprüht vor Leben, dann wird es traurig grau in grau.

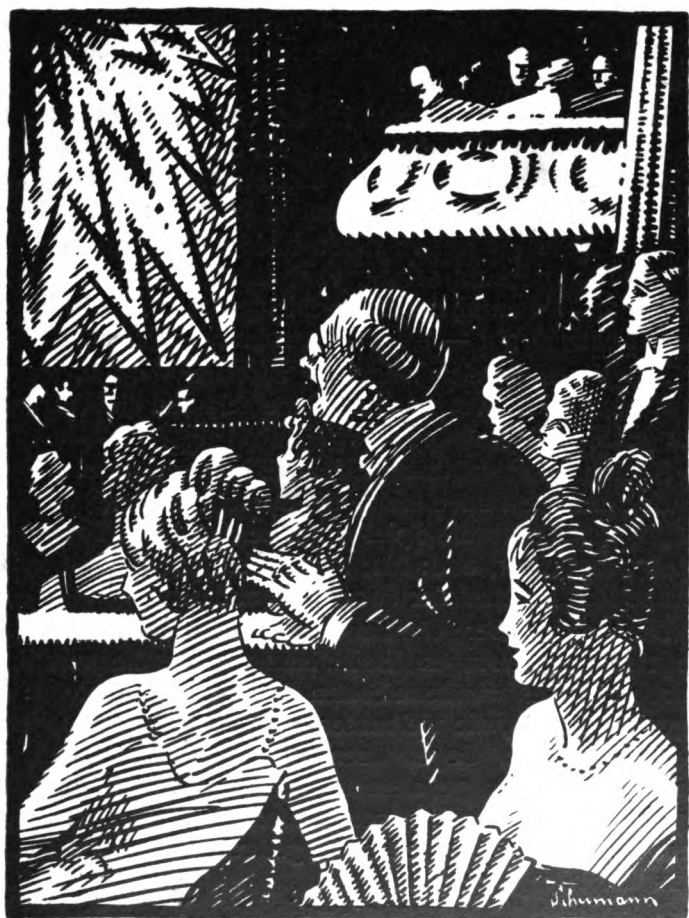
Bald ändert es langsam und stetig, dann wieder folgt unvermittelt und rasch Bunt auf Grau, Weich auf Spitz, Gelb auf Blau und reißt einem toll aus Reichtum in Armut, aus Ruhe in Erregung, aus Jubel in Gram.

Unerschaut ist das; man ist überwältigt.

Und doch ist das Wunder noch nicht zu Ende.

Noch mehr Freiheit, noch mehr Bewegung kommt in das Spiel, noch mehr wahres Leben.

Ein völlig unregelmäßiges und dabei doch die Seele immer wieder und wieder ergreifendes, bald tief trauerndes und hoch fröhendes, bald wild erregendes und sanft rührendes Neben- und Über- und Nacheinander seltsamster Farben und Formen erscheint.



Im Schießen gelbende rote Strahlen, im Schrumpfen dunkelnde lichte Kreise, grüne Matten, schimmernd übergoldende schlangende Lichtmaschen.

Schlünde, die alles Bunte in sich einsaugen, Münde, aus denen geheimnisvoll Farbtöne klingen, die das trostlose Grau herrlich überheatern. Wallende Wolken über züngelnden Flammen, brodelnde Strudel in wogenden Wassern: tausendbunt.

Nach diesem wildesten Jubel, in dem die ganze Welt auf die Leinwand gebannt schien, ebbt das Spiel dann — Farbe und Form ruhigen nun, der Wechsel langsam, tätigt, die Fläche wird einseitlich grün — blaut — schwarz — nichtst.

Lange vermag sich keiner zu erheben — auch, als der Raum schon wieder von den Lampen erhellt und die Ausgangstüren geöffnet sind, noch nicht.

Doch endlich steht man auf, noch immer stumm.

Erst draußen finden einige die Sprache wieder.

„In nichts blieb das Spiel hinter den höchsten Tonwerken zurück“, sagt einer, und: „Ja, übertraf sie sogar — an Reichtum und Bestimmtheit der Form“, ein anderer.

Die meisten aber gehen auch noch schweigend fort — mit halbgeschlossenen Augen, in sich immer wieder die gewaltigen Eindrücke dieses wunderreichsten Abends wiederholend: die jungen Menschen, die vielbunten Stücke mit ungebrochenen Farben in starken Gegensätzen, die Alten, Erfahrenen, die wenig bunten, grau gehaltenen, mit feinen Abtönungen, die selig Frommen die gelbgrünen Lieder, die Haßempörten das blaurote Spiel, die ewig Heitern die gelbroten Tänze, die traurig Müden das blaugrüne Schleichen.

Alle fühlen sich unsagbar bereichert. Die Laien sind begierig, mehr davon zu sehen und den lange so vernachlässigten Sinn nun ganz zu entschädigen, und die Künstler, voll von brennendstem Verlangen, in diese frischen Formen frisch ihr Innerstes einzuprägen. — Neuland liegt da.



Görlitz, Karpfengrund
Aus der Kunstanstalt Hoffmann & Reiter, Görlitz



Über'm Hölleofen

Groteske Novelle

von Otto Goldmann, Leipzig



anz weit hinten im Land — ich glaube, nicht einmal eine Eisenbahn geht bis dorthin — liegt ein kleiner Flecken. Flecken

sage ich. Im Ortsverzeichnis oder in den Nachschlagewerken heißt es allerdings: Marktflecken. Mir kommt es aber immer so vor, als ob der liebe Gott — damals als er unsere Mutter Erde mit seinen bunten Farbpinseln bemalte — einen ganz kecken, spitzen, grünen zulezt genommen

und mit dem einen Spritzer in das Dunkel der Berge gemacht hätte. Einen hellen, vergnügten, grünen Spritzer. Denn genau so sieht die Matte aus, die an der Berglehne sich hinzieht. Dann hat er, der liebe Gott, wohl schnell hintereinander einen roten Pinsel und einen mit weißer Farbe genommen und hat sie abwechselnd auf dem hellen Grün tanzen lassen. So sind da niedliche Häuschen entstanden, alle mit appetitlichen, roten Ziegeldächern. Mit einem Male hat er auf einen dunklen, braunen Fleck geguckt, der oben am Wald war. Der hat ihn gestört, der Fleck. Er hat mit dem weißen Pinsel dran herumgemalt, immer wieder. Der Fleck ist aber nicht weiß geworden. Wohl ein bißchen heller, aber auch schmutziger. Da hat sicher der Teufel zu lang drauf gefressen. Auf dem Felsblock, in den die letzten Tannen ihre Wurzeln versenken. Der Teufel ist ja zuletzt mit einigem Gestank weitergefahren, mehr nach unten zu, in die Erde, wo er eigentlich hingehört. Aber der graue, häßliche Fleck ist geblieben. . . .

Und es ist kein Wunder, daß auf diesem Felsen später der grimmige Ritter Hatto sein Raubschloß hat aufbauen lassen. Soll ein Bündnis mit dem Pferdefuß gehabt haben, der grimmige Ritter Hatto. Man hat's nämlich unten im Fleden nächstens oft greulich toben und poltern hören auf dem unheimlichen Schloß.

Wie's nun so kommt. Einmal ist doch der Bliß niedergefahren, hat gezündet und am nächsten Morgen — 's war eine fürchterliche Nacht, kein Mensch hat sich aus dem Haus getraut — am nächsten Morgen standen halt nur noch die verkohlten Mauern dort oben am Wald. Vom Ritter Hatto keine Spur, kein Knochein übrig. Der Schäfer Kilian hat graußige Geschichten im Dorfkrug abends hinter dem Ofen geraunt: der Leibhaftige häßt' den Ritter durch die Luft geholt und so weiter. Da haben sich alle schauernd bekreuzt. Man kann nie wissen. . . .

's ist aber vielleicht doch kein Wunder, daß viel, viel später von der Regierung in Dresden einer kam mit einem Troß von Leuten. Der ist rund um die Ruine gegangen — die anderen sind mit wichtigen Gesichtern immer hinterher gelaufen — und hat gesagt: „Nu grade!“

Dann haben sie auf die dicken, alten Steine und Mauern ein Amtsgericht gebaut.

Der Teufel hat trotz seines Zipperleins furchtbar gelacht und sich gefreut. „Ein Amtsgericht! Großmutter, komm mal schnell vom Ofen rüber! Das wird fein!“ Die Juristen sind nämlich dem Teufel immer seine ganz besonderen Lieblinge gewesen.

„'s müßt doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich meinen Prozeß verlieren tät!“ sagt so mancher. Und tatsächlich: der Teufel hat dann die Begriffe so hin und her geschoben, bis der Richter, die Rechtsanwälte und Parteien selber nicht mehr gewußt haben, was gehauen und gestochen ist und der Prozeß natürlich schief ging. 's ist eben wirklich mit dem Teufel zugegangen.

Oder: woher kommt's, daß der oder jener gute Mann, der Sonntags doch immer so brav in der Kirche geseffen hat, auf einmal strauchelt, wenn er auf dem Gericht etwas beschwören soll, strauchelt und lügt, daß die Balken sich biegen? Weil der hinterlistige Teufel ihn an der linken Hand gepackt und alle guten Vorsätze wie an einem Blichableiter zu sich in die Hölle herabgezogen hat! Und dann soll der arme Bauer einen Meineid geschworen haben....!

Man soll eben kein Amtsgericht gerade mitten über den Höllenofen bauen.

Angesehen hat man's ihm ja von außen nicht. Die alten, grauen Mauern sind fein überstrichen worden, sind ohne Risse und Spalten. Die blanken Fensterscheiben lachen im Sonnenschein so unschuldig ins Land und auf dem hohen Dach fehlt kein einziger Ziegel. Da sorgt schon der Herr Amtsvorstand dafür, daß alles in Ordnung ist.

Gar grimmig sieht er aus, der alte grauköpfige Rat, wenn er in seiner Amtsstube oben im runden Erker sitzt über einem viden Band Akten, in den geschäftige Advokaten und händelsüchtige Bauern lauter schlechtes Zeug zusammengetragen haben. Paffend stößt er aus seiner langen Pfeife den blaugrauen Rauch zum geöffneten Fenster hinaus.

Ganz verhaltene und zusammengeballte Wut war in einer besonders dichten Wolke, die er an dem schönen Sommernachmittag, an dem diese Geschichte endlich richtig anzuhoben beginnt, unter dem buschigen Schnurrbart von sich weg sandte. „Nicht mal richtig protokollieren kann er, der ...! Hem!“ Wütend schellte seine Klingel.

Draußen vor der Tür fuhr ein blanker, kahler Schädel in die Höhe. „Er hat gebimmelt, weep Gott, er hat gebimmelt!“ Dünne Braunen zogen sich erschreckt über kleinen, glitzrigen Auglein nach oben. Liebe zum Alkohol leuchtete aus ihnen. Dann schob sich eine an den Ärmeln durchgeschabte Uniform durch die Tür in den Erker herein.

„Der Referendar!“ grollte es am Fenster.

„Der Herr Referendarius!“ ... machte der in der Uniform stehende, versuchte eine Art Kehrtwendung und verschwand sofort wieder. Ein Ringkampf zwischen Alkohol, Disziplin und Ehrfurcht führte den Amtsdienner Kneschke etwas unsicher über die ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe in das Erdgeschos hinab.

Dort saß ein Schreiberlein. Das fuhr mit der Nase höchst eifrig auf einem Formular herum, als die Tür ging. — „Ach so! Sie sind's bloß, Kneschke.“ Der Uniformierte war ganz Verachtung. „Ach, Sie sind bloß hier? Ich suche den Herrn Referendarius ...“ Gut, daß eine Tür Pfosten hat. Das gestand Kneschke aber nicht laut. Das Schreiberlein grinste und deutete mit dem tintigen Daumen durchs Fenster nach unten, ins Dorf. „Hat schon längst Feierabend gemacht, der junge Herr Jurist!“



Kopfschüttelnd und stöhnend langte der brave Kneschke nach geraumer Zeit wieder oben an. Das Erkerzimmer war von dichtem Qualm erfüllt. Wut und Ärger ballten sich in allen Eden.

„...dann soll der Gerichtsschreiber morgen protokollieren. Der Teufel soll alle Referendare auf einmal holen! Bring er mir die Strafprozeßordnung aus der Bibliothek!“

„Die Strafprozeßordnung aus der Bibliothek hat er gewünscht“ murmelte es die Wendeltreppe hinab. „Schön, soll er haben, der Herr Rat. Ein treuer Diener seines Herrn, besorgt ihm alles gern — hupp!“

Und „ein treuer Diener seines Herrn“ durchzuckte die Bibliothek und zielte mit leidlicher Sicherheit nach der Stelle, wo das gewünschte Buch immer ganz vorn im Regal stand....

In einem der vielen Regale, die das Sitzungszimmer an den Wänden füllten. „Bibliothek“ sagte der Rat, wenn er ein Buch haben wollte; „Sitzungssaal“, wenn Termine anstanden und „Auktionsaal“, wenn eine Versteigerung in Grundbuchsachen dort stattfand. Früher waren die Bücher in einem kleineren Raum neben dem Dienerzimmer untergebracht. Der Rat hatte aber gemeint, es sei dort zu feucht und seine Lieblinge bekämen Stockflecke. So war die Bibliothek umgezogen.

Wie gesagt, Kneschke zielte nach dem Regal, und wir können jetzt den Zwischenvorhang fallen lassen, da anzunehmen ist, daß der Rat in kürzerer oder längerer Zeit das gewünschte Buch erhalten wird und daß sein Ärger allmählich durch das Fenster in die kühler werdende Abendluft verdampft.

Es mag kurz vor 12 Uhr nachts gewesen sein, als die runde Scheibe des Vollmondes sich sacht über die dunklen Tannen hob und Silberfäden durch die Nadeln ins Tal hinab spann.

Der Wetterhahn auf dem spitzen Erkerturm blinzelte schläfrig mit dem einen Auge, fand die Umwelt recht hell, wollte krähen, besann sich aber noch zur rechten Zeit, daß er ja nur aus Metall

war, und drehte sich ärgerlich einmal um die Achse. „Deubel noch mal, wie man sich irren kann!“ kam es quietschend aus seiner verrosteten Kehle. Dann klappte er das Auge wieder zu.

Unten im Gebüsch kicherte es. Hatte dort ein zottiger Waldschrat eine schlankfüßige Nymphe gehascht oder war nur ein kurzer Windstoß raschelnd durch die Blätter gefahren?

Neugierig schaute der Mond über sein rundes Kinn weg. Aber doch mehr mißgünstig. Posz Bliß, wenn man immer allein im Äther herumgondeln muß! Nicht mal 'ne kleine, winzige Sternschnuppe heut' Nacht in Sicht, wo man vielleicht hätte Anschluß finden können! Brummend schob er weiter. Als er die Fensterreihe des Amtsgerichts bespiegelte, überkam ihn ein herzhaftes Gähnen. Langweiliger Rasten! Keine Vorhänge und doch nichts zu sehen als Akten und Bücher. Wo man doch so gern durch Gardinenrisse blinkerte!

„Hähi!“ machte da in der Bibliothek die Miniaturausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuches. Kinder haben manchmal einen leichten Schlaf. Besonders, wenn man ihnen mit der Kerze zu lange ins Gesicht leuchtet. Und der Mond stand jetzt gerade voll über den hohen gotischen Fenstern.

Da war die kleine, niedliche Miniaturausgabe eben aufgewacht. Vielleicht hatte sie sich im Schlaf auch etwas aufgestrampelt und dabei erkältet. Husch! hüpfte sie aus dem Bett — Verzeihung: von dem niederen Regal herab — und lief zu ihren Eltern, dem zweibändigen Kommentar der Reichsgerichtsräte zum BGB. Dide, mit abdestillierter Weisheit vollgefogene Leuten in wertvollen, dunkelroten Gewändern. Behäbig saßen sie sich in Lederklubseffeln gegenüber und besprachen noch so ein bißchen dies und jenes. Er nüchtern, trocken, konstruktiv und oft sich über den kahlen Kopf fahrend. Sie mütterlich, familienrechtlich, ab und zu an die Erbtante denkend, und etwas schläfrig.

„Aber Rindchen!“ fuhr sie hoch, „um Gottes willen, du schläfst noch nicht.“

„Ich kann nicht, Mama!“ pipfte das Kleine und hupfte am Regal hoch, „mir träumt immer von sozialen Reformen und ich weiß nicht, was das ist.“

„Wir können auch nicht schlafen!“ jammerten die dünnen Kommentare der Koffberg'schen Gesellsamlung in ihren hellgrünen Kleidchen und warfen die Bettdecken fort.

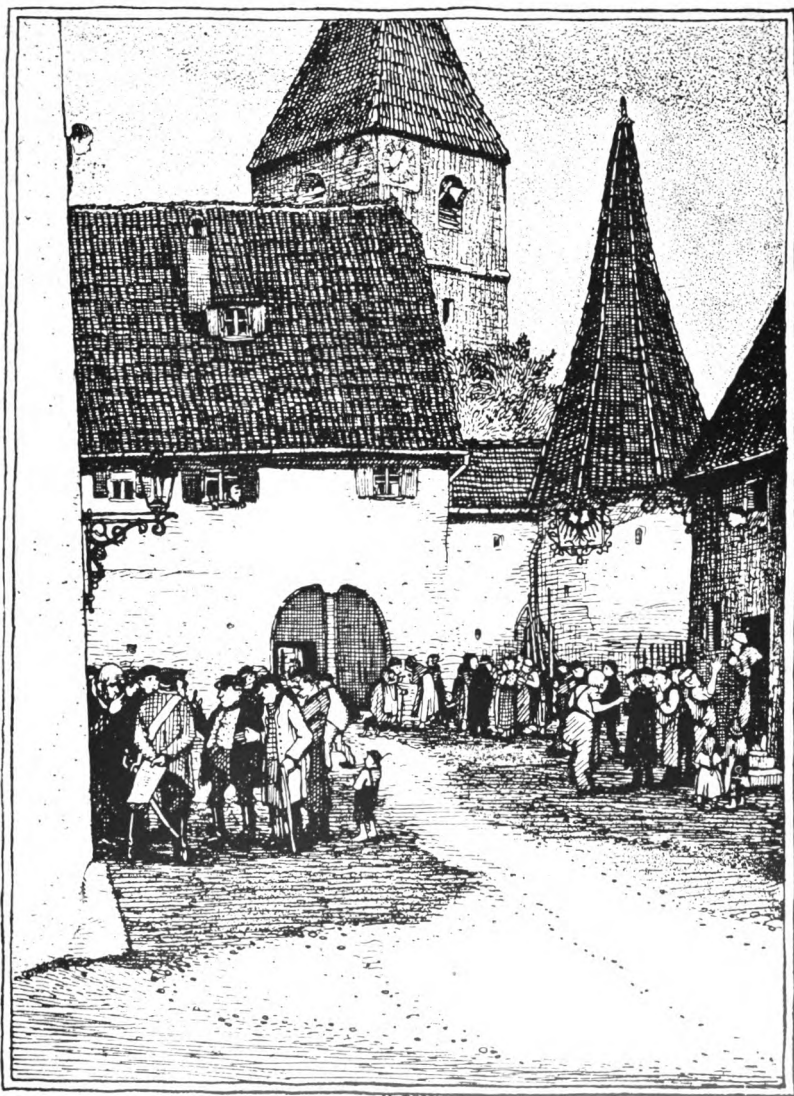
„Kruzitürken!“ rief es in der Ecke, und polternd fiel ein dider Bursche auf den Boden. Er war aus Bayern, denn auf seinem ledernen Hosenboden stand: Bayrisches Gesetz von 1879. „Kruzitürken, alleweil fand's lustig. Hat koaner an Schmalzler für mi?“

„Er hat mal wieder eins über den Durst getrunken von seinen ewigen Reservatschnäpfsen“ stöhnte das Gaupp-Steinsche Ehepaar und sah sich verständnisinnig an. Es waren bessere Leute, die sich wenig um die andere Gesellschaft kümmerten. Man sagte ihnen nach: aus gekränkter Eitelkeit. Der Amtsgerichtsrat zog nämlich diesen Kommentar zur Zivilprozeßordnung nie zu Rate. Er hatte sich im Laufe der Jahre so seinen eigenen Prozeß zurechtgelegt.

„Wir werden dem Herrn aus Bayern gleich eins auf den Hut geben, frisch — frank — frei!“ Das Buch des Professors Frank schnellte den Kopf hoch und wies bedeutsam nach der Anklagebank neben der Tür. „In § 361 steht: wer sich dem Trunk oder Müßiggang dergestalt hingibt, daß er in einen Zustand gerät...“

„Aus!“ rief von der Ecke her der windschiefe Entwurf zu einem neuen Strafgesetzbuch. „Lassen Sie sich modern aufbügeln, Herr Kollege in der roten Robe. Was wissen Sie von Humanität! Überhaupt...“

„Hihi!“ machte der vielstimmige Chor der Kriegsverordnungen. In Legionen lagen sie auf Stühlen, Bänken und Regalen herum. „Wer fragt denn nach euch beiden? Wir haben das Prä!“



H. GRADL

Prof. Herm. Grادل, Nürnberg: „Kriegserklärung“
Nach einem Sonderdruck aus dem Kalender Kunst und Leben
Verlag Fritz Hendler, Berlin-Zehlendorf

„Verfluchte Eintagsfliegen!“ rummelten die Pandekten. „Morgen seid ihr vielleicht schon im Ofen. Wir sind ewig. Es lebe das heilige, römische Reich. Wir pressen noch heute den Studentlein den Schweiß aus den Schläfen.“

„Ruhe! Ordnung!“ ließ sich krächzend die Geschäftsordnung für die sächsischen Justizbehörden vernehmen. „Wer hat hier was zu sagen?“ Alles lachte. Da plusterte sich die alte Dame auf, ließ ihre hundert und aberhundert Deckblätter sehen und keifte: „Disziplin, sonst melde ich euch nach Dresden!“

Ein wenig half diese Drohung schon. Nur ein vorwitziges Bändchen — ich glaube, es war natürlich wieder eine der roten Handausgaben von Bed-München — rief krakehlend: „Kümmern Sie sich lieber um den Herrn Referendar, Sie grüne Bibel, Sie! Der liest unter dem Tisch immer Liebesromane, wenn er Protokoll führen soll.“

Die alten Werke raschelten mißbilligend mit den Blättern. Ein grüner, kleiner Guttentag, geboren in der Verlagsbuchhandlung in Berlin, meinte: „Gott, wir jungen Leute von heute!“ Stieß fest der Gefindeordnung in die dralle Hüfte und spreizte herausfordernd die Beine. Das Mädel an seiner Seite kicherte und strich sich kokett mit beiden Händen über den Einband. Dieses Liebespiel sah die Geschäftsordnung. Wieder plusterte sie sich auf und legte einige abgelagerte Staubwolken ins Lokal.

Der kleine Guttentag ließ sich aber nicht einschüchtern. Wie so die Preußen gegenüber Sachsen find. „Kinder, wißt ihr was? Wir tanzen!“

„Hui!“ riefen die jungen Mädchen und purzelten vor Vergnügen beinahe vom Regal, wo sie in langen Reihen standen. Ganz fröhlich wurden ihre Beine. Die Beine der rund hundert Entscheidungen des Reichsgerichts in Zivilsachen.

„Mw, mw!“ schrien johlend die Burschen, klatschten sich auf die Lederhosen und begannen eifrig herabzuspringen, die Entscheidungen in Straffachen. Da ihrer aber keine sechzig waren,

waren die jüngsten Jahrgänge der Dämchen natürlich sofort in festen Händen. Die anderen fanden keinen Tänzer. Kein Wunder, es waren dies die vom Jahrgang 1880 an. Wenn halt auch bei Büchern die Weiblein in der Mehrzahl sind, wie bei den richtigen Menschen.

Etwas pikiert setzten sich die Mauerblümchen zusammen und waren bald in einen emfigen Klatsch vertieft. Über die Dienstboten, die nie abstaubten. Dann natürlich über die Kleider. „Skandalös!“ sagte kurzatmig eine alte Dame in sehr zerschliffenem Gewande. „Dieses Wirtschaftsgeld heutzutage. Ganze zweihundert Mark pro Jahr gibt Väterchen Staat dem guten Amtsrichter für uns, dafür sollen wir uns nun neu kleiden...!“

„Wie soll man da für den Nachwuchs sorgen können?“ klagte ihr Gegenüber und strich sich bekümmert über den Leib. „Für die Kriegsverordnungen, da ist immer noch Geld und Papier dagesessen!“

Eine junge Mutter schlug die verweinten Augen zu Boden und sagte leise: „Nicht mal mehr Leinen kann ich für mein Jüngstes kaufen. In Papiertwäsche habe ich es heute gewickelt...!“

„Windeln aus Papier!“ stöhnten die anderen. Traurig tranken alle sehr viel und starken Rasse, den die Frau des guten Rneschke in der Ecke auf dem Kanonenofen hatte stehen lassen.

Das junge Volk tanzte unterdessen unbekümmert einen fröhlichen Jazz um den Sitzungstisch.

Unter der Anklagebank hatten sich die männlichen Nichttänzer zusammengesunden. Die ältesten Kaliber und Schwarten waren da vertreten. In Schweinsleder und mit metallenen Ecken. Zum Teil hingen wertvolle Stahl- und Kupferstiche als Schnupftüchlein aus ihren Taschen.

Ein Herr mit verwittertem Gesicht und muffig riechender Weste verbreitete sich über die Vorzüge der Folter und des hochnotpeinlichen Halsgerichts. „Als mein hoher Gönner, der Herr Kammergerichts-Inquisitionsdirektor...“

„O Gott!“ stöhnte das schlankte preussische Feld- und Forststrafgesetzbuch und trocknete sich die Stirn. Der junge Herr hatte eifrig getanzt, war aber zuletzt mit seiner Dame in Begriffsdifferenzen geraten. „Gibts hier nich mal 'ne einzige Zigarette zu rauchen!“ Der alte Herr — der mit der Folter — zuckte schweigend die Achseln und holte aus seinem Einband eine Prieße. Da griff der Preuß fest nach einem roten Haftbefehlsformular, das auf dem Tische lag, rollte es zusammen, brannte es mit einem Glühwürmchen an und begann affektiert hüpfelnd zu rauchen.

„Hatschi!“ machte es irgendwo. „Was stinkt denn hier so deubelsmäßig?“ Man wurde aufmerksam, suchte nach und fand die Strafprozeßordnung auf einem Stuhl am Tisch, halbverdeckt von dem grünen Tuch.

„Was machen Sie denn hier? Gut geschlafen? Beneidenswert dieser Schlaf, wo alles auf dem Kopf steht!“ Lachend umringte man den Kommentar zur Strafprozeßordnung von Löwe.

„Was ich hier mache?“ knurrte dieser gereizt. „Hingeschmissen hat mich heute früh hier der Referendar. Gesagt hat er: Mist. Und seitdem hab' ich eine Wut auf die Juristen. Der Kneschke, das alte Kamel, sollte mich heute nachmittag dem Chef bringen. Im Regal, in meiner Höhle, hat er mich gesucht und natürlich nicht gefunden. Keinen Mucks hab' ich getan. Jetzt lieg' ich auf der Lauer nach einer frischen, saftigen Notverordnung . . .“

„Und da ist er eingeschlafen!“ rief ein feder Badfisch. „Er wird halt alt, unser Löwe!“

Der brüllte etwas, stülpte sich im Stuhle des Rates hoch, rollte die Augen, bekam gute Laune, als er das muntere Treiben sah und begann in singendem Tonfall den Richter nachzumachen. Wie er sich gab, wenn er hier Sitzung abhielt. „Kneschke, führen Se mal den Angeklagten rein. Kneschke, schwanken Se nicht so! Berücksichtigen Sie doch die Gerichtswürde!“

„Gut gebrüllt, Löwe!“ applaudierte man von allen Seiten. „Weiter!“

Doch der alte Herr war schon wieder verstummt. Er hatte selige Augen bekommen und schielte nach der Gräfin Holzhendorff. Das war eine verfloffene Liebe von ihm. Das Handbuch des Strafprozeßrechts. Steif und züchtig kam sie eben von einem Regal geklettert in dem moosgrünen, langen Schleppkleid aus Samt. Zurzeit Vorsteherin eines Töchterpensionats. Trippelnd, paarweis, kamen die Bändchen der gefälligen Götisenausgabe hinter ihr her, züchtig die Augen zu Boden geschlagen. Aber sie schielten doch aus den Augenwinkeln nach der Jugend, die sich weiter im Tanz drehte.

Ein paar Buben stürmten heran. „Mädels kommt tanzen!“
 Könnst ihr For-Trott?“

Die Gräfin griff nach dem Riechfläschchen. Doch zu spät. Schon machte die jüngste einen Tanzstundentnick: „Aber natürlich, das üben wir doch jede Nacht, wenn die Alte pennt!“ Und fort ging's.

Die moosgrüne suchte erst Halt an einer Altenschnur, die vom Tisch hing, dann sank sie dem alten Löwe an die Brust. „Na ja, brummte der, endlich vernünftig geworden!“

Die Jugend forzte, jazzte und schob, was die Nähte und der Kleister hielten. Manche miserabligte Kriegsbuchbinderarbeit ging flöten. Blößen wurden sichtbar. . .

„Pfui!“ riefen die Bindingschen Normen 1 und 2 und drängten sich mit spitzen Ellbogen durch die Menge. „Wo bleibt da das oberste Sittengesetz?“

„Hoho!“ machten Forel, Krafft-Ebing, Bloch und Hirschfeld und schauten von ihrem Doppelkopp in der Ecke auf. „Man schließe die Jugend, wenn sie auch noch so entzündend unmoralisch ist!“

„Daß mir keine Klagen kommen!“ warnte das Fahndungsblatt und begann seine Kreise zu ziehen.

Olshausen nickte dem kleinen Frank zu: „Kollege, ich glaube wir müssen bald einschreiten. Man beginnt auszuarten. . .“



In das allgemeine Durcheinander tortelte selig das bayrische Geseß. „Altweil san's lustig. Auf der Alm da gib't's ka Sünd!“ Es roch stark nach Reservatsprit, das bayrische Geseß.

„Zuhu!“ riefen die Münchner. „Lieschen, Lieschen, Lieschen . . .“ trällerten die Berliner. Der Geschäftsordnung wurde die halbvolle Kaffeekanne aus der Hand geschlagen. Kurz . . . es war —

Es war wirklich wie ein Donnerschlag gewesen, der soeben das Gericht in seinen Grundfesten hatte erzittern lassen. Ganz tief aus der Erde war dieser Schlag gekommen . . . Alle erblaßten jäh. Außerdem holte jezt die Turmuhr aus und schlug hell die erste Morgenstunde. Da verstummte der Spuk. Noch ein kurzes Richern, Stöhnen, Rascheln und Knistern. Dann trat Totenstille ein.

„Schade!“ sagte der Mond und schob ärgerlich weiter. „Gerade, wo es endlich einmal ein wenig amüsant wurde in dem alten, langweiligen Kasten!“

Der Amtsgerichtsrat hatte auch eine unruhige Nacht gehabt. Der windige Referendar . . . der unzuverlässige Kneschke . . . die Termine heute . . . Na, man hat so seine Sorgen als Vorstand.

Als erster betrat er die Bibliothek. Fuhr zusammen und blieb halb erstarrt an der Türe stehen. Da sah es ja schön aus! Die meisten Bücher aus den Regalen gerissen, auf dem Boden zerstreut, einige Einbände zerfezt . . .

„Kneschke! !! Kneschke!“ Noch nie hatte der Herr Rat so gebrüllt.

Endlich kam der Unglücksrabe. Scheu und sehr niedergedrückt.

„Kneschke“ — Pause, aber sehr unheildrohende Pause — „wenn ich Sie in die Bibliothek schide und Sie sollen den Löwe bringen . . . und Sie bringen den Löwe nicht, weil Sie wieder mal, na ich will das Wort besoffen nicht in den Mund nehmen . . .

Das mag ja alles noch hingehen. Aber wenn Sie beim Suchen alles in Klump schmeißen, mir meine Lieblinge in Ihrem Dufel zerreißen... Sogar ein amtliches Formular anzünden, um unter den Tisch zu leuchten... Dann finde ich nur das eine Wort: Ich danke, ich danke sehr, ich danke lehtmalig!"

Der unglückliche Diener sah stier um sich. „Herr Rat, Herr Rat“ stammelte er. „Ich bin selbst entseht. Das war ich nicht. Das kann nur mit dem Teufel zugegangen sein..."

Unten, ganz unten in der Erde, biß sich einer vor Vergnügen auf den ruhigen Daumen... „Großmutter, halt mal die Luft an! Nun soll ich's wieder gewesen sein!“ Er war den ganzen Tag sehr vergnügt, der Teufel.

Man soll halt nicht ein Amtsgericht gerade mitten über den Höllenofen bauen...

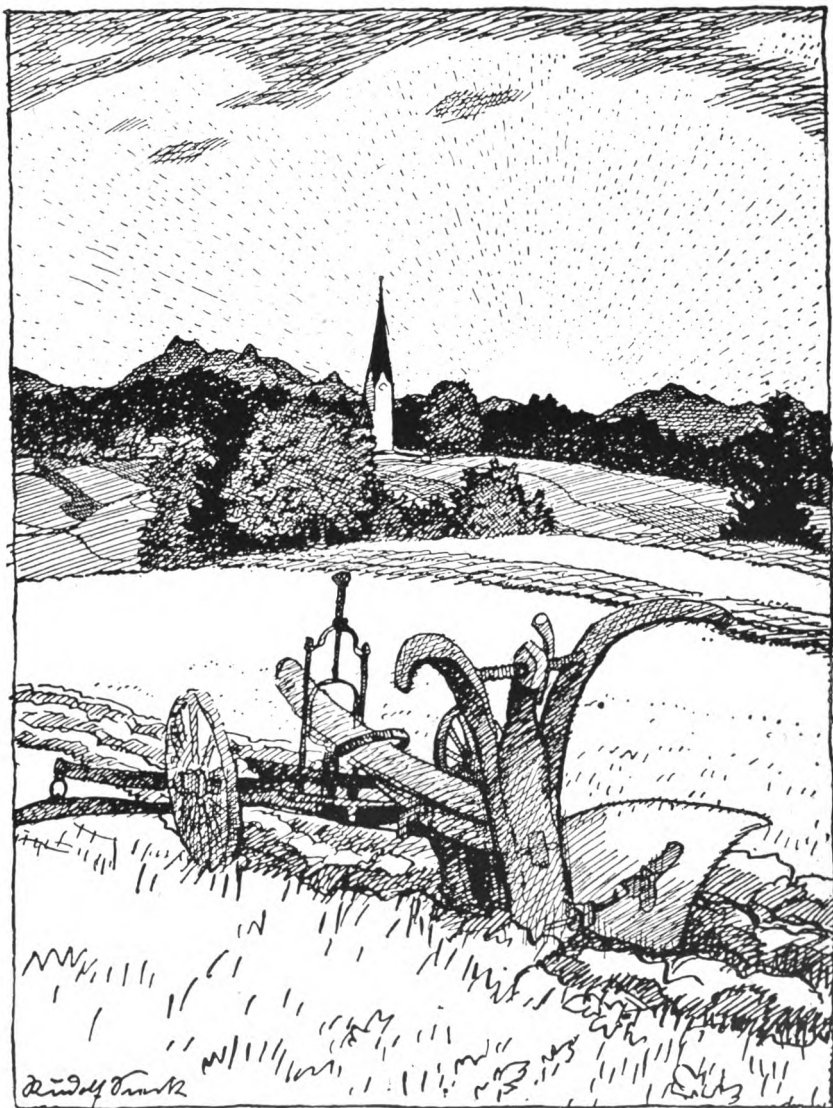


Bestrafte und belohnte Bücher

Es
gibt keine
Art Verbrechen
zu bestrafen, die nicht
auch die Bücher betroffen
hätte. In einem fränkischen
Kloster fand ich die Schriften Serbetti
und noch einige an einem galgenähnlichen
Gerüst in Ketten hängen. Daß Bücher öffent-
lich verbrannt wurden, ist allbekannt, aber auch zer-
rissen und ersäuft wurden verdächtige Schriften häufig.
Ein böhmischer Baron Nachod ließ eine ganze Sammlung
Bücher in die Kloake werfen. „Und wie viele ließ man nicht ehemals
zur Strafe kastrieren, d. h. Titel ausschneiden, ganze Bogen heraus-
nehmen, ganze Seiten mit Papier überkleben!“ Ebenso häufig sind aber auch
die Ehrungen von Büchern. Daß manche Bücher auf besonderen Postamenten ruhen
und nur mit silbernen Griffeln umgewendet werden, könnte ich mit näheren Angaben
beweisen. Ich kenne jemanden, der sich ein eigenes Zimmer zu Rousseaus Werken
hat einrichten lassen, wo sie auf sammetnen Polstern herumstehen . . . Die
seltenste Verehrung kam mir in einer fränkischen Klosterbibliothek vor.
Ein Foliant stand prächtig eingebunden auf einer Art von Thron
unter einer goldreichen Decke und hatte eine stark vergoldete
Krone auf sich, links und rechts lagen die Insignien der
Königswürde. Es war freilich die Königin aller
Bücher, die Bibel — allein ich konnte mich
doch nicht enthalten, den Einsall zu be-
lächeln. Man ehrt, denke ich, ein
solches Buch mehr, wenn man
es liest und danach tut,
als wenn man es mit
Gold und Sil-
ber aus-
pugt“

Nach einem Aufsatz aus dem „Breslauischen Erzähler von 1800“
Zitiert von Georg von Maassen im „Grundgescheuten Antiquarius“
Verlag Horst Stobbe, München.

„Brentano-Fraktur“ und „Federzug-Antiqua“ von Benjamin
Krebs Nachfolger, Schriftgießerei in Frankfurt am Main.



Rudolf Sied, Pinswang am Ehlensee: „Herbstmorgen“
Nach einem Sonderdruck aus dem Kalender Kunst und Leben
Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf

Eine Bauernbücherei

Von G. König, Berlin-Steglitz



Der emsigste Sehergeßell blüdt wohl mal auf, guckt über die Bersalienfächer hinweg und läßt die auf Naharbeit eingestellten Augen in die Ferne schweifen, wenn der Johannistag naht. Vielleicht trifft sein Blick nur die Giebelwand des nächsten Hofgebäudes. Doch mit den Augen wandern die Gedanken; sie zaubern ihm wohl — besser als es die Buntbilder vermögen, mit denen sich der Kollege von der Presse eben abmüht — die Fluren und Wälder, die Berge und Gewässer hervor, die er dereinst mit Mantel, Hut und Wanderstab durchzog. Und aus der Jugendzeit klingt und singt's ihm in den Ohren, und der Erinnerung lichter Schein vergoldet das alles in seligem Empfinden! Wohin sind die sorglosen Tage, wo man sich nichts daraus machte, wenn „die Kunst“ um die Zeit der ersten Stare zu Ende ging? O, du klarblauer Himmel! Damals gabst du die Antwort: Hinaus, hinaus!

Nun, nichts hindert, auch heute den gleichen Entschluß zu fassen; es stehen uns ja von Tarisgemeinschafts wegen ein bis zwei Wochen Urlaub zu. Und wenn ein Rest von Poesie der gutenberghschen Kunst erhalten blieb, löst er sich nicht besonders um den Johannistag herum aus? Ja, wir müssen den Alltag einmal ablegen, frische Kräfte zu sammeln und neue Lust zum Berufsdienst.

* * *

In einem verträumten Neste des hier schon mehr fränkischen als sächsischen Thüringens helfe ich bei der Heuernte. Die Ahle ist mit der Heugabel vertauscht, und so gut es geht spieße ich statt falscher oder kranker Lettern das auf, was vor des Schnitters Tagewert Halme, Blätter und Blüten waren. Rasch muß alles Trockene unter Dach und Fach, und wer sein Heu herein hat, ist froh; denn nichts ist gefährlicher als der Regen um diese Zeit.

Und er kam, der Regen; knapp, daß die Hauptarbeit getan war. Mächtige Gewitterwolken steigerten die umliegenden Hügel zu Bergriesen. Aber das Wetter tobte sich nicht aus und verzog sich nicht ebenso rasch wie es gekommen, sondern zerßlug sich in einen tagelangen Landregen. Da war ich froh, das meinige getan zu haben, um den Schaden zu mindern, obgleich meine Hilfe etwa derjenigen anzugleichen ist, die der Metteur eines dicken Werkes erfährt, wenn ihm der Lehrjunge dazu die Kolumnentitel und Unterschlüge bereitgestellt — wenig, aber mit Liebe. Es will alles gelernt sein.

* * *

Mit einigen Ansichtsarten, die daheim eingelaufen waren und nachgesandt wurden, bringt der Postbote das Bezirksblättchen. Da wird man wieder an den Beruf erinnert und neigt zu Vergleichen mit den Stadtzeitungen. Wie glücklich seid ihr doch, ihr Landbewohner, daß ihr euch nur einen Tag um den andern mit 50 Zeilen um die Welthandel zu kümmern braucht, daß euch also viel von jenem Lesestoff erspart bleibt, der mit nächster Nummer widerrufen wird. Aber ihr werdet dafür entschädigt; die kleinen Geschehnisse der Nachbarorte erfahrt ihr nicht nur in einer, sondern oft in mehreren Lesarten. Dann findet ihr noch unter „Dies und Das“ einige „Scherenschnitte“ und löffelweise die „Geschichte“ — zusammen etwa 300 Zeilen, denen sich speckige Anzeigen anschließen. Die Kürze ist nicht nur dein Verdienst, Zeitungsdrucker, sondern auch dein Glück; denn der Landmann läßt sich seine Zeit nicht stehlen.

Aber ich habe Zeit, denn draußen regnet es weiter. Was also tun? Das Blättl war in wenigen Minuten ausgelesen; ja es ist bereits aus Langeweile und Gewohnheit spaltenweise korrigiert und revidiert. Gibt es sonst noch etwas zu lesen, oder muß ich mich statt an Gedrucktes an Linsen oder Erbsen halten? Ich verlege mich aufs Suchen und finde unter Bodengerümpel eine alte Truhe, grün grundiert, mit bunter Blumenbemalung und wuchtigem Lochschlüssel im federnden Zangenschloß. Bald ist sie von ihrem staubigen Ballast befreit und ans Licht gezogen. Ja, das wäre so ein Altmöbelstück fürs Atelier

eines Malers oder für den Laden eines Antiquitätenhändlers, ein Stück Bauernkunst aus dem 18. Jahrhundert: 1739 steht da in geschwänzten Mediavalziffern weit gesperrt, so daß die Trennung der Zahlen durch das Schlüsselloch in der Mitte kaum stört. Für solche Sachen war vor zehn, fünfzehn Jahren geradezu eine Schwärmerei entstanden, und man konnte sich darüber wundern, daß diese Truhe von jenen Händlern noch nicht entdeckt war, die nach allerlei historischem Hausrat aus Holz, Zinn, Porzellan usw. fahnden und ihre Sammelobjekte (auch Bücher, Bilder, Marken, Münzen) gerade in entlegenen Gegenden aufzustöbern pflegen. Vielleicht wäre dann mit der Truhe auch manches von ihrem Inhalte verschwunden. So fesselte er stundenlang, bis mich ängstliche Rufe gemahnten, aus meinem Versteck heraus und zu Tische zu kommen.

* * *

Bücher waren es, die sich meinen Blicken dargeboten, als nach quietschenden und knarrenden Geräuschen der Deckel sich öffnete. Bücher — und auf das Dach prickeln die Regentropfen; willkommenen Freunde! Eins nach dem andern wird der stillen Klausur entzogen, wo sie sich — abgesehen von Stockflecken — sauberer hielten, als wenn ein offenes Spind sie aufbewahrt hätte. So hatte das unverdiente Schicksal der Truhe, als Büchersarg zu dienen, auch sein Gutes. Weiter niemand als Onkel und Tante konnten sich dunkel erinnern, die Bände je in Händen gehabt zu haben. Ja, hier sieht man es: Bücher haben ihre Schicksale! Eine Generation vergaß, sich dieses Schatzes zu erfreuen. Vergaß auch darüber beinahe die eigene Familiengeschichte, die, wie ein Besuch des Kirchhofes schon ahnen ließ, weit zurückreichen mußte. Auch auf dem Kirchturm gab es dafür einen Zeugen. Eines schönen Tages war ich da hinaufgklettert, um die herrliche Aussicht über das wellige Gelände zu genießen. Man sollte meinen, jeder Dorfbewohner werde sich ein oder das andere Mal diesen Genuß verschaffen und seinen Horizont auf diese buchstäbliche Art erweitern — aber die Männer, die Sonntags das Geläute bedienten, versicherten, nur alle Jubeljahre käme

mal einer herauf. So war es denn eine Neuigkeit für die jüngeren Verwandten, als sie von mir erfuhren, auf einer der Kirchenglocken sei ihr Familienname als Stifterin genannt.

Die Truhe verriet noch mehr als die Glocke, nämlich daß ihr Stifter ein Menschenalter hindurch Ortschulze gewesen war. Davon zeugten noch Hefte mit Gemeinderechnungen. Die Buchführung muß zu alten Fröhens Zeiten zwar nicht umfangreich, aber doch auch nicht so einfach gewesen sein; denn meist wurde als Steuer ein Teil vom Ertragnis des Aders abgeliefert, und statt des Münzwertes sind Angaben gemacht über Menge und Meßweise der Ablieferung. Der markigen Schreibmeisterhandschrift dieses Dorfregenten begegnet man auch in gedruckten Büchern; da stehen auf dem inneren Deckel eines Gesangbuches drei Verse eines Kirchenliedes, das entweder neu auftauchte oder gar von ihm selbst gedichtet worden war; bei anderen Liedern steht vermerkt: „Dieses Lied haben wir gelernt“ usw. Einer der Söhne dieses Mannes scheint es gewesen zu sein, der in Jena seinen Doktor „*medicus et chirurgicus*“ gemacht hat. Die Urkunde darüber stellt eine in grüner Seide schmiegsam gebundene Mappe in Quartformat dar; ein mit Schnur gehaltenes Doppelblatt schwerer, roter, gerippter Seide enthält in Schwarz- und Goldaufdruck den reichlichen Text in verschnörkelter Fraktur, unterbrochen durch die in Antiqua gesetzten lateinischen Worte.

Zu den Studierwerken dieses Arztes scheint ein dickeibiger Schweinslederband aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehört zu haben, in dem an vielen Bildern gezeigt wird, wie mit Hängen und Sägen, Bohren und Meißeln an Kopf und Gliedern der Patienten herum „gedoktert“ wird. (Drucker und Verleger fehlen in meinen Notizen hier und beim folgenden Buche.) Dieses, ein dicker Wälzer von fast 1500 Seiten, stellte eine zu Anfang des 19. Jahrhunderts erschienene Geographie dar, in der alle Länder der Erde beschrieben und in Kupfer ausgeführte Kartenblätter eingestekt waren; das angehängte Ortsregister fiel wegen seines Umfangs noch besonders auf; es umfaßte viele Druckbogen gespaltenen Satzes.

Eine Reihe anderer Bücher war weit jüngeren Datums, und ihr Inhalt zeigt einen anderen Nachfaher des Schulzen, einen Enkel vielleicht, bemüht, sich so etwas wie eine landwirtschaftliche Fachbücherei zuzulegen. In die Reihe gehört ein mit zwei Kupfern ausgestattetes „Lehrbuch der gesamten Gartenkunst, von J. H. Steube“, dessen Vorrede zur ersten Auflage vom 7. Oktober 1821 datiert ist, also vor gerade hundert Jahren geschrieben und gedruckt wurde bei Friedrich Campe, Nürnberg (626 Seiten).

Ein Buch, ebenfalls in dem lichten, auch heute wieder gepflegten Biedermeier-Buchstil, ist auch hundertjährig und 1820 in Altona bei J. F. Hammerich erschienen. Es betitelt sich „Erna. Kein Roman. Herausgegeben von C.“ und ist „Seiner Königlichen Hoheit dem Herrn Erbgroßherzog zu Sachsen-Weimar und Eisenach zc. ehrerbietig gewidmet“.

Den Stamm der Büchersammlung dieses Bauerngeschlechts bildet natürlich die religiöse Literatur, die aus Bibeln, Gesang- und Andachtsbüchern besteht. Eine der Bibeln ist die Königin dieser Bücherei, ein schwerer Folioband in Holzdeckel, der 1181 Seiten faßt; 912 Seiten davon bilden das Alte Testament. Ihr Titel lautet:

„Biblia / was ist / die ganze / Heilige Schrift / des / Alten und Neuen Testament / wie solche von / Herrn Doctor Martin Luther Seel. / im Jahre Christi 1522 in unsere deutsche Muttersprache zu übersetzen angefangen und anno 1534 zu End gebracht und vor etlichen Jahren bereits mit den Sumarien Herrn Johann Sauberti Seel. auch mit dem Vielsältigen und Lehrreichen Nutzen, über alle Kapitel des Herrn D. Salomon Blassens Seel. ausgefertigt. Anhebt mit ganz neuen und schönen Kupfer-Bildnissen nebst derenselben beigedruckten Lebensläufen, auch andern annehmlichen Figuren samt deren kurzen Auslegungen und angehängten Moralien ausgezieret, dann von denen vorhin eingeschlichenen Druckfehlern auf das fleißigste gereinigt usw. (Es folgen noch über 70 Worte.) Nürnberg. In Verlegung Johann Andrea Endters Seel. Sohn und Erben anno MDCCXXV 1725.“

Welche Fragen bewegen da ein Buchdrudergemüth, wenn es einen solchen Folianten auf sich einwirken läßt! Wer mag an ihm mitgefeht haben, wie lange mag auf Holzhandpressen an den fast 400 Formen gedruckt worden sein? Und wo ruhen jenes Korrektors Gebeine, der diese Bibelauslage „von denen vorhin eingeschlichenen Druckfehlern auf das fleißigste gereinigt hat,“ so daß auf diese Tat der Aufmerksamkeit das Titelblatt noch besonders aufmerksam macht?

Ein in Schweinsleder gebundener Band (Kleinquart) von 1024 Seiten nebst fünf Bogen Register unpaginiert bringt „Predigten über die Sonn- und Festtäglichen Evangelia“ unter dem Titel „Zions Lehre und Wunder“. Verfaßt hatte es 1713 der „Inspector der Kirchen des Fürstenthums Herßfeld“, der gebät- und dienstwillige D. Conrad Mel, dessen Bildnis (ein Kupfer) als einziger Schmuck dem dicken Buche vorgeheftet ist. Die vorliegende „Edition“ war die fünfte vermehret und verbesserte; sie erschien zu Cassel „in Verlegung Johann Bertram Cramers, MDCCXXXIII (1733)“. Die Widmung ist merkwürdigerweise an die „Edlen, Wohl- Ehr- und Besten und Großachtbahren Herren, Herren Praesidi, Senioren und Vorstehern und sämtlichen Gliedmassen der werthen Dangiger Gemeinde“ gerichtet und darin auch der benachbarten Königsberger gedacht. Es ist in großer Mittel-Fraktur (Bibelstellen Schwabacher) gesetzt, zu acht Seiten gedruckt und die Bogensignaturen gehen das Alphabet beinahe sechsmal durch, so daß die letzte mit Ssssss bezeichnet ist.

Das wegen seiner handschriftlichen Anmerkungen bereits erwähnte Gesangbuch ist gleichfalls ein fast 200 Jahre altes Kuriosum; leider fehlt das Titelblatt, aber aus der vom 18. Oktober 1724 datierten Vorrede geht hervor, daß es sich um die fünfte Auflage eines Coburg-Meiningischen Gesangbuchs handelt, die vom damaligen Oberhofprediger Johann Adam Krebs bearbeitet worden war. Jede Erwähnung des Landesfürsten steht in dieser Vorrede aus einer schmal geschnittenen, kompact gesetzten Korpus Fraktur in kräftiger Cicero-Mischwabacher heraus; ihr Verfasser dankt da dem Landesherrn, daß er selbst aus dem Coburgischen Gesangbuche die erbau-

lichten Lieder ausgewählt und dafür gesorgt habe, daß sie unverfälscht dem Meiningerischen Gesangbuche einverleibt würden. Dankend erwähnt wird in der langatmigen Vorrede die Unterstützung der verlegerischen Tätigkeit bei anderen Gesangbuchs Ausgaben, wo die Durchlaucht habe „die Melodien in Noten nicht ohne Kosten beindrücken“ lassen und von allen Auflagen viel 100 Exemplarien an Hohe und Niedere, Große und Kleine, Einheimische und Fremde gnädigst verschenkt haben. In dieser fünften Auflage ist der Satz nur drei Konfordanzen breit und die Seiten sind etwa acht Konfordanzen hoch. (Der Buchbinder verschnitt auch noch das offenbar zu knapp gehaltene Format.) Nach bogenlangem Vorwort und Register zählen die laufend paginierten Seiten bis 1150, dann gibt es noch ein alphabetisches Register und einen Anhang mit Morgen- und Abendsegentexten. Die über 70 Bogensignaturen durchlaufen das große ABC, dann dasselbe in Verbindung mit dem kleinen (Aa), dann ist der kleine Buchstabe doppelt neben dem großen gestellt, so daß es nach Zz wieder mit Aaa beginnt.

Ein heute recht sonderbar anmutendes Andachtsbuch betitelt sich: „Die allerhöchste Zufriedenheit / und / der Vorgeschnack des Himmels, / Nämlich / die / Ruhe der Seelen, / suchet und wünschet / von Grunde der Seelen / vor sich und seine Zuhörer / im dritten Zehend seiner Ruhe-Stunden / M. Christoph Heinrich Rudorf / Pfarrer zu Benns- und Ebertshausen.“ Frankfurt und Leipzig, / Auf Kosten guter Freunde, / 1756. — Den einzelnen predigtartigen Betrachtungen ist das Leitmotiv in Marginalie vorgesetzt, und zwar vor die reichlich dreizeilige Initiale. Die von dem frommen Gottesdiener gegebenen Ermahnungen lassen an Verbtheit der Ausdrücke nichts zu wünschen übrig, ergehen sich aber auch gern in bilderreichen Gleichnissen. Eins zum Beispiel: „Aller Reichthum sollte seyn ein Magnet-Stein, die Menschen näher und näher zu GOTT zu ziehen, aber wie oft wird er ein Mühlstein, der die Menschen versenket ins Verderben und Verdammiß.“ Dann folgt die Geschichte von Kaiser Sigismund I., der einst 40000 Gulden aus Ungarn erhielt, sie aber andern

Tags verteilte, weil er darüber nachts nicht hatte schlafen können. Reichthum „stöhre“ die Ruhe der Seelen, das Trachten danach vermehre der Sorgen Zahl usw.

* * *

So kramte ich wohl nach und nach an zwei Duzend solch alter Scharteken aus. Sie zu betrachten ist kurzweiliger als sie zu beschreiben, und meine Schilderung soll sich nicht zum Antiquariats-Kataloge auswachsen. Erwähnt sei nur noch, daß sich auch einige Schullesebücher, Katechismen, Heimatkunden und Geschichtsbücher vorfanden, die sich offensichtlich unter der Schuljugend recht oft vererbt hatten und zeigten, daß die Lehrmittel damals und bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht dem Wechsel unterworfen waren wie in neuerer Zeit. Hoffentlich gehen wir mit unserer Bücherteuerung nicht wieder jenen Zeiten entgegen! — Welche Belebung des Buchgewerbes stände übrigens in Aussicht, wenn die reich gewordene Landbevölkerung sich mehr Mußestunden gönnte und in diesen der Literatur mehr Beachtung entgegenbringen würde!

Ein Band sei schließlich noch erwähnt; er enthält mit zweimal genau 232 Seiten zwei Teile der Schilderungen von „Kyaus Leben und Thaten“, die erzählt wurden „auf Verlangen der curieusen Welt / Aus / zuverlässigen Nachrichten und Uhrkunden / sorgfältig gesammelt / Und mit Kupfern gezieret / von / Cregandern. / Cölln 1735.“ Einer der Kupfer stellt den träumenden, von Grillen umschwirrten Michel dar, dem Merkur, aus einer Wolke herabsteigend, das Buch von Kyaus Leben, und wo eine Perseo-Gestalt Wein darbringt; unter das Bild stach der Stecher den Zweizeiler:

„Wilstu der Grillen loß und aufgemuntert seyn;
Liß Kyaus Lebens Lauff bei einem Gläßgen Wein.“

Die Kupfer im ersten Teile stellen die „Berg Bestung Königstein“ dar (deren Commandant General-Leutnant bey der Infanterie Frey Herr von Kyau war), sowie die Grabchrift, wie man sie noch heute auf der Weste lesen kann. Der erste Teil schließt plötzlich ab mit



Rudolf Engel-Hardt, Leipzig: Künstlertonschnitt
„Mähender Bauer“

einem NB., worin der Autor sich entschuldigt, er habe „für jeho (er meint damit zur Ostermesse) das ganze MSc.“ nicht können in Ordnung bringen; der günstige Leser möge sich „bis zur nächst-künftigen Petri-Paul-Messe zu gedulden belieben“. — Der andere Teil scheint seiner kurzen Vorrede nach dann auch rechtzeitig erschienen zu sein, indes kündigt Verfasser noch einen dritten Teil an, um „auch dasjenige zu eröffnen, so wir zur Vergnügung der curiösen Welt von sicherer Hand annoh zu erhalten, die feste Hoffnung haben.“ Drucker und Verleger des Buches sind nirgends genannt.

* * *

Wie der Leser sieht, können auch verregnete Urlaubstage kurzweilig werden; denn gar rasch entfliehen die Stunden über den inhaltlichen und forschlichen Studium von Büchern. Sonnige Johannistage sind gewiß angenehmer, und ich wünsche solche dem Leser; sollte es aber draußen einmal keinen Sonnenglanz geben, so verschaffe dir innerlich welchen, indem du dich Betrachtungen hingibst, wie sie nur Bücher zu bieten vermögen, und weißt du keine aufzustöbern, wie mir das unvermutet gelang, dann denke an die fast überall vorhandenen Büchereien, in denen es Stücke gibt, die trotz sorgsamer Katalogisierung dasselbe Schicksal erleiden, wie die wohl heute noch ungeordneten Bücherschätze der alten Bauerntruhe.



GOTT ERÖFFNE DIE KUNST.

Zur Erinnerung

Gezeigt von Friedrich Capapograph.

Am Jahrestage des 24. Juni 1840.

1840 von

alte

Gedenkfeier der

Stiftung der

Druckerkunst

1840 von

J. GUTENBERG

aus Mainz.

Darf man wohl sagen Sie nicht,
Ist Ihnen nicht zu bedauern?
Wenn Sie nicht so lebhaft leben,
Wird man auch nicht so leben?

Doch wenn Sie nicht so leben,
Wird Sie nicht so leben?
Doch wenn Sie nicht so leben,
Wird Sie nicht so leben?

Es ist nicht so, Sie leben nicht,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft.

Wie viele sind nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft.

Wie viele sind nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft.

Wie viel ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft.

Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft.

Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft.

Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft.

Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft,
Die Welt ist nicht so lebhaft.

Ein Dorado für Freunde des Bogenspiels
Entworfen und gesetzt von M. Poppen, Freiburg i. Br.
im Jahre 1840

Die Leipziger Buchdruckerordnung vom Jahre 1606

Von Dr. Carl Wunderlich, Leipzig



Interessante Einblicke in das Leben der Leipziger Buchdrucker am Beginne des siebzehnten Jahrhunderts gewährt die Buchdruckerordnung, die, von den Buchdruckern zu Leipzig und Wittenberg aufgestellt, am 1. April 1606 von dem Kurfürsten Christian II. (1591—1611) bestätigt worden ist *). In fünfundfünfzig Artikeln gibt sie die Regeln, die verhüten sollen, daß

die Lobliche Kunst des Buchdruckens nicht allein wider Gott und seines reines Wort zu Zureinführung falscher Lehr Und-Irrthums allerley vergebliche schmachkatten, unnötige und ergerlichen sachen von der undankbaren welt durch des Teuffels trieb heutzutage schendlich gemißbraucht, Sondern auch durch große unordnung, unfleiß üppigkeit zank und zwitracht der jhenigen so diese kunst führen und treiben zum höchsten deformirt und in verachtung gesetzt werde, indem mit bestellung derselben das gefinde ganz unwillig und unbändig frech und ungehorsam daselbe nicht verrichte allerley beschwerliche neurungen auff di: bahn zu bringen sich versuche, Ja auch einestheils so Gottlos und Leichtfertigkeit sich erzeige, daß Christliche und Erbare Leute daran ein ernstes mißfallen tragen müssen.

Deshalb soll nach Artikel I Keiner „Druckerey zu führen und zu verwalten“ zugelassen werden, er habe denn diese freie Kunst gelernet und „seine Lehrzeit ehrlich aufgestanden, auch seine Gebühr entrichtet“. Wenn beim Todesfalle die Witwe außerhalb der der Druckerei Zugetanen sich verehlicht, oder wenn die Druckerei durch Erbfall an einen Nichtdrucker gelangt, soll der Inhaber dann „Keinen Jungen lernen“ dürfen, sondern das

*) Handschriftlich in der Leipziger Stadtbibliothek, Kunstbuch I, Blatt 283 ff.

Geschäft durch einen der Kunst erfahrenen Gesellen „factorweise“ verwalten lassen.

Da die Buchdruckerei eine ehrliche, löbliche, nützliche und notwendige Kunst sei, solle es auch billig allenthalben ehrlich und ordentlich dabei zugehen, und es soll dabei keiner geduldet werden, der nicht gutes Zeugnis, sowie ehrlicher Geburt und christlichen Verhaltens glaubwürdige Rundschaft hätte. Es soll „keiner unter den Unsern“ sich mit verdächtigen Weibspersonen, die ihren Ehren nicht fromm von andern in der Unehr Kinder gezeuget oder sonst eines bösen Namens oder Gerüchtes seien, in Eheverlöbniß einzulassen und befreien, solle da aber solches geschehen, sollen dieselben unter dieser ehrlichen Gesellschaft nicht gefördert noch geduldet werden. Es soll auch kein Junge zur Lehre angenommen werden, der nicht seinen Geburtsbrief bei seinem Herrn hinterlegt.

Der Druder wird ermahnt, sein Geschäft jederzeit so zu führen, wie er es „gegen Gott und seiner vorgesetzten Obrigkeit und Herrschaft mit gutem Gewissen zu verantworten gedenkt“. Vor allem soll er einen fleißigen, gelehrten Correctorem und fleißige Gesellen halten, „so neben Gottseligen Christlichen und Erbaren Lebens dieser Kunst wohl erfahren und geübt mit aller Sorgfältigkeit bedacht sein und sich umb dieselbe bemühen“. Bei ihnen soll der Druder „fleißige Inspection und Aufsicht haben“, und sie sollen ihm Ehr und Gehorsam schuldig sein und werden an das Vierte Gebot erinnert.

Der Corrector soll allen möglichen Fleiß anwenden, damit nichts übersehen werde, jeden Druck wenigstens zweimal überlesen und wenn im Exemplar etwas falsch abgeschrieben und der Autor nicht zu erlangen ist, mit gutem Bedacht und Vorsichtigkeit rectificiren.

Der Setzer soll correct und zu rechter Zeit aussetzen, damit weder in der Eile etwas übersehen werde, noch der Corrector an seinen gewissen Stunden etwas versäume. Deshalb soll aber der

Seher mit der Schrift stets bei gutem Vorrat gehalten werden. Er soll seine Arbeit selbst fleißig corrigiren und revidiren, seine Arbeit wöchentlich oder, wenn ein Werk fertig ist, abliefern; dagegen soll dem Seher „ein Exemplar jedes, was er sehet, von gemeinem Papier gegeben werden“.

Das heimliche Drucken von Schmähschriften und sonstigen verbotenen Sachen war schon bald, nachdem die Buchdruckerkunst sich auszubreiten begonnen hatte, Gegenstand der Sorge der kirchlichen und weltlichen Machthaber geworden. Damit die Präventivzensur ausreichend gehandhabt werden konnte, hatte die Reichsgesetzgebung des heiligen römischen Reichs alle „Winkeldruckereien“ verboten und die Errichtung von Buchdruckereien nur in den Residenzen der Kurfürsten und Fürsten und in den Universitätsstädten zugelassen und vorgeschrieben, daß jeder Buchdrucker vor seiner Zulassung einen sonderlichen leiblichen Eid zu leisten habe, daß er sich in seinen Drucken den Reichsabshieden gemäß zeigen und sich aller lästerlichen und schmählichen Bücher, Gemählts und Gedicht gänzlich enthalten wolle.

Unsere Leipziger Buchdruckerordnung bestimmt, um den Pfscherarbeiten zu steuern, in Artikel VIII:

„Demnach sich auch zuweilen etliche Gesellen, auch wohl die Lehrjungen unterstehen, allerley sachen, als Anbindebrieße, Außentieder, Reime frech und sonder Hinderrwissen und Vorwissen ihrer Herren heimlich zu drucken und spargiren*), daraus das dem Herren, der mitt eydes pflicht dahin verbunden nichts ohne censur und subscription vorzudrucken, große gefahr und nachtheil entstehen kondte, was solche sachen so heimlich gedruckt, spargirt wurden, als soll solches hiermitt ernstlich verboten und abgeschafft sein und durchaus nichts auch nur eines Namens ohne Vorwissen und Vergünstigung des Herren Jemandt zu drucken zugelassen sein bey straff 1 Gulden, so es von einem Gesellen oder durch sein anstifften gesche. Einen Jungen aber wird der Herr selbst darum zu straffen wissen.“

*) d. i. verbreiten.

Der Artikel IX läßt erkennen, daß die wirtschaftliche Lage der Leipziger und Wittenberger Buchdrucker am Beginne des 17. Jahrhunderts nicht allzu rosig war und daß auch der Konkurrenzkampf damals schon entbrannt war. Er erwähnt, daß es gebräuchlich sei, daß vornehme Leute bisweilen Leichenpredigten von Begräbnissen ihrer Angehörigen drucken ließen und zum Gedächtnis der Verstorbenen unter ihrer Verwandtschaft und Freundschaft ausstellten. Derartige Gelegenheitsarbeiten seien bisher seit langem den Druckern eine „notwendige Zubuße“ gewesen, denn sie hätten bei ihrem schweren und mühseligen Berufe wenig übriges. Nun aber hätten sich etliche „Buchführer“ (so nannte man damals die Buchhändler) unterstanden, die Kunden mit unablässigen Flehen anzulaufen und die Aufträge auf Leichenpredigten an sich zu bringen und um einen geringen Lohn drucken zu lassen, den Kern also davon zu nehmen und den Buchdruckern die Hülfsen zu geben und dadurch dann auch dieses Stück Brot ihnen aufs äußerste zu schmälern. Deshalb wird allen Buchdruckern aufs strengste verboten, für die Buchführer Leichenpredigten zu drucken, es wäre denn, daß der Verstorbene aus seiner Freundschaft sei. Wer dennoch für einen Buchführer eine Leichenpredigt drucke, soll 2 Gulden Strafe an die Lade zahlen, und wenn der Buchführer, für den die Predigt gedruckt würde, etwas zulegen wollte, so solle ihm das unverwehrt sein.

Die gemeinsame Kasse der Buchdrucker wird „Fiscus“ oder „Lade“ genannt. In diese soll alle vier Wochen jeder Herr einen Groschen und jeder Gesell sechs Pfennige einlegen, außerdem sollen die Strafgeelder und was dazu gehört, hineinfließen. Damit es aber unverdächtig zugehe, soll der Fiscus oder die Lade bei einem Herrn in Verwahrung gehalten werden und daselbst die Einlage geschehen. Zu der Lade sollen unterschiedliche Schlüssel gemacht werden und desfelben einer einem Herrn in einer anderen Druckerei und der andere einem Gesellen überantwortet werden. Die Verwahrer der Schlüssel sollen bei der

Einlage zu bestimmter Zeit erscheinen. Die Einlagen sollen in jeder Druderei von Herren und Gesellen eingefordert und un-erinnert in den Fiscum oder die Lade gebracht werden bei drei Groschen Strafe. Damit aber nicht eine Part allein die Beschwe- rung trage, sollte aller halben Jahre damit gewechselt werden, und zwar auf einer allgemeinen Zusammenkunft der Herren und Gesellen. Dabei sollten und könnten allerhand streitige Sachen erörtert werden. Ungenügend entschuldigtes Fehlen dabei sollte einen halben Gulden Strafe kosten.

Bei Übernahme einer Druderei sollte ein neuer Eigentümer drei Gulden, ein Pächter oder Faktor aber einen Gulden in die Lade legen.

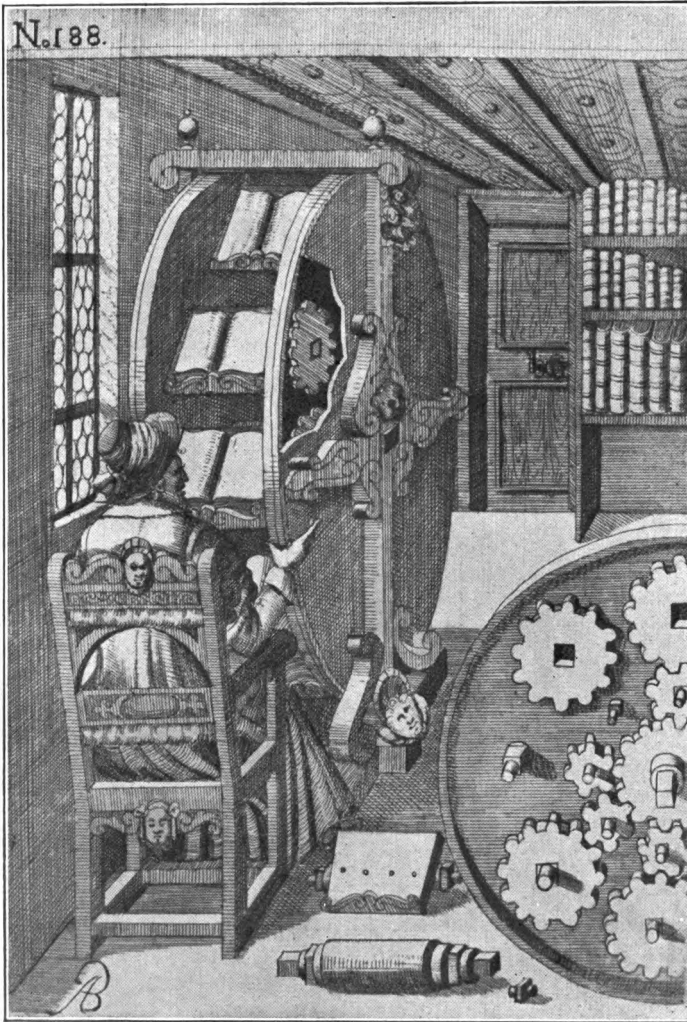
Die Dienstverträge der Gesellen wurden, „wie vor Alters gebräuchlich“, von einem Leipziger Markt bis zum andern geschlossen. In der Zwischenzeit sollte keinem ohne erhebliche Ursache Urlaub gegeben werden. Doch war es in gegen- seitigem Einverständnisse zulässig, Gesellen auf bestimmte, nach Wochen bemessene Zeit einzustellen. Abspenstigmachen des Gefindes war verboten, der Herr, der es tat, hat zwei Gulden, der Gesell, der sich abspannen ließ, einen Gulden in Lade zu legen.

Das Kostgeld der Gesellen wurde für Wittenberg auf sieben und einen halben Groschen festgesetzt. Zu Leipzig aber, weil Hauszins, Holz und anderes teurer war, hatten die Herren aus gutem Willen zu den sieben Groschen, die sonst für die Kost genommen wurden, wöchentlich noch 3½ Groschen zuzulegen, und also 1 Gulden für Kost und Morgenbrot in allem zu geben verwilligt. Es gab also auch damals schon verschiedene Orts- klassen. Die ledigen Gesellen sowohl wie die Ehemänner sollten mit solchem Kostgeld zufrieden sein. Wenn ein Herr aus gutem Willen im einzelnen Falle etwas mehr gab, sollte daraus kein Recht oder Gebrauch gemacht werden. Über das Kostgeld hinaus wurde noch Akkordlohn gezahlt, den Setzern nach dem

Maßstabe der „Form, gemein Format“, den Druckern nach der Höhe der Auflage. Wenn bei der Berechnung sich wegen der unterschiedlichen Formate Streitigkeiten ergäben, so sollten die Herren und Gesellen diese „an dem Fiscum gelangen lassen“, also ein Schlichtungsverfahren beschreiten.

Geklagt wird darüber, daß bisher das leichtsinnige und liederliche Feiern der Gesellen sehr gemein geworden sei. Die Gesellen hätten, ungeachtet, ob Feiertag oder nicht, ohne alle billige und notwendige Ursache um des Saufens, Schwelgens und Tollisierens willen den Herren großen Schaden zugefügt, seien dadurch in Schulden gekommen, die sie auf die Messe nicht zahlen konnten, seien dann davon gezogen und hätten einen bösen Namen hinter sich gelassen. Deshalb soll das unordentliche Feiern ganz abgeschafft werden; wenn aber ein Gesell unvermeidliche und billige Ursach zu feiern hätte, so sollte er das dem Herrn bei Zeiten und den Abend zuvor melden, damit sich dieser mit Holz, Feuer und Licht einrichten, sich auch mit den Jungen und dem anderen Gesinde danach richten und ihnen andere Arbeit zuweisen könne. Besonders verboten wird auch, die Gesellen in anderen Druckereien zum Feiern zu veranlassen. Während der Arbeit soll das Zechen unterbleiben, ebenso unnützes Geschwätz, Verjeren anderer, Fluchen und Gotteslästerung, Schlägereien, üble Nachreden. Die Strafen für solches Verhalten sollten durch die Herren und Gesellen in derselben Druckerei festgesetzt werden und in die Lade fließen. Heimliche Conventicula und Zusammenkünfte der Gesellen, die bisher Brauch gewesen, sollen nicht weiter gestattet sein, da hieraus „allerlei ärgerliche Angelegenheit und Beschwerung zwischen Herren und Gesellen“ entstanden seien.

In der „Versamblung der ganzen Gesellschaft“ soll es geordnet zugehen. Anträge sollen zuvor dem Deputierten zum Fisco vorgelegt werden, der über sie endgültig entscheiden kann; wenn es sich aber um eine besonders wichtige Sache handele, sollten



Drehbares Lesepult aus dem Mittelalter
(Bild 1 zu „Eine Kartei aus der Rotokozzeit“)

aus jeder Druckerei ein Gesell und die Herren sämtlich die Sache ohne jemandes Ansehen, Gunst oder Abgunst erwägen und entscheiden.

Er sollte niemandem vorgerückt und vorgeworfen werden, ob er viel gewandert oder nicht, wenn er sich in Gebühr bei der Kunst verhält und das seine verrichtet. „Denn in Leipzig und Wittenberg ist bei der Druckerei so viel zu sehen, als etwa an einem anderen vornehmen Ort.“

Die Arbeitszeit begann für den Gesellen um vier oder fünf Uhr morgens, er sollte sie fleißig ausnützen, damit man hernach abends nicht desto länger Licht brennen müsse und um neun Uhr womöglich Feuer und Licht ausgelöscht sein und er sich zu seiner Ruhe begeben könne. Die Gesellen, die bei den Herren wohnten, sollten zu rechter Zeit abends daheim sein, von Ostern bis Michaelis um zehn Uhr und von da an bis wieder Ostern um neun Uhr; wenn sich aber einer verspäte, solle er an dem Ort bleiben, da er ist, und nicht an der Tür mit Angestüm klopfen, den Herrn und die anderen Gesellen in der Nachtruhe stören und in seiner Kammer mit leichtfertigen Fluchen, Tanzen und Geschrei tumultuieren.

Der Lehrjunge hat, wenn er angenommen wird, 1 Gulden in Fiscum zu geben. Wenn der Herr ihn selber nicht anlernen kann, so soll er ihn einem Gesellen anvertrauen. Aller Mißbrauch der Lehrlingsarbeit, auch schlechte Behandlung soll verboten sein. Untersagt werden auch Völlereien, wenn der Lehrjunge, der seine Zeit ehrlich ausgestanden hat, vor dem Fisco oder der Lade losgesprochen wird; denn es gebe leider immer noch etliche Gesellen, die da meinen, man könne nicht fröhlich sein, wenn nicht mit übermäßigem Geschrei, Jauchzen, Blöken, Tollifizieren, auch wohl Fluchen und Zanken; es solle nur eine Mahlzeit angestellt werden ohne die Weibespersonen.

Wenn einer von der Druckerei verstirbt, es sei gleich Herr oder Gesell, Weib oder Kind, Junge oder Magd, so sollen alle

Herren und Gesellen oder ihre Weiber mit zu Grabe gehen und den Trauernden vom Hause bis zum Grabe und wieder bis zu Hause das Geleite geben.

Alle die Verbote und Vorschriften gewähren uns einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben der Zunftgenossen am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Sie zeigen auch, daß die Gesellen damals bei aller Ehrfurcht und Achtung vor den Herren und Meistern eine recht einflußreiche Stellung hatten. Sie hatten bei den wichtigen Berufsangelegenheiten mitzureden.

Zu den wichtigen Sachen, zu deren Beratung in der „Versammlung der ganzen Gesellschaft“ aus jeder Druckerei neben dem Herrn ein Gesell hinzuzuziehen war, gehörten auch die Streitigkeiten über die Höhe der Bezahlung. Die „Versammlung der ganzen Gesellschaft“ war dann, um in der heutigen Sprache zu reden, ein paritätisch zusammengesetzter Schlichtungsausschuß. Bei der Verwaltung der Zunftkasse hatten die Gesellen mindestens ein Kontrollrecht, denn den einen Schlüssel der Lade hatte ein Gesell. Die weitherzige Bestimmung, daß der bei dem Herrn wohnende Gesell zwar pünktlich abends zu Hause sein, aber wenn er sich verspäte, lieber draußen bleiben und den Mitarbeitern die Nachtruhe nicht stören solle, läßt darauf schließen, daß trotz der beweglichen Klage am Anfange der Buchdruckerordnung auch sonst das Verhältnis zwischen Herren und Angestellten gut war, und aus der Bestimmung über das letzte Geleit kann man sogar entnehmen, daß in der ganzen Zunft ein schönes Zusammengehörigkeitsgefühl herrschte, das übrigens den Angehörigen der schwarzen Kunst auch heute noch nicht abhanden gekommen ist.



Eine Kometen aus der Rototozeit

von Carl Breuer, Bernigerode

Wer mit offenem Auge die Bauarten unserer technischen Behelfe und Maschinen verfolgt, wie sie schnell wechselnd im Laufe der Jahrzehnte einander ablösen und verdrängen, der wird, auch ohne gerade Fachmann zu sein, bei vielen eine stete Wandlung vom Verwickelten zum Einfachen und Durchsichtigen feststellen können. Das Schulbeispiel für diesen Vorgang ist die Dampfmaschine. Wie stolz war der englische Techniker am Ausgange des 18. Jahrhunderts auf die „große“, 1784 von J. Watt in Soho bei Birmingham gebaute Niederdruck-Balanciermaschine. Sie gab aber auch den Augen reichliche Kost. Eine umständliche Menge von Einzelgliedern war in ständiger Bewegung, um dem vom Kessel gelieferten Dampf eine Nutzleistung von etwa 50 Pferdekraften abzugewinnen. Da gab es vor allem einen wuchtigen Schwingbaum, der, auf ein massiges Eisengestell gelagert, sich mit ruhiger Würde wiegend bewegte. An einem Ende hing, durch das weltberühmte Wattsche Parallelogramm mit ihm zusammen gelenkt, die Kolbenstange, am anderen die riesenstarke Pleuellstange. Aber auch noch andere, geschickt erfundene Zutaten standen mit ihm im Zusammenhange. Trotz aller Ehrfurcht vor dem Genius des Erfinders können wir aber jetzt nicht umhin, in dem Ganzen eine Zusammenfügung einzelner, sperriger Organe, nicht aber einen fest in sich geschlossenen, abgerundeten Organismus zu erkennen. Wie so ganz anders wirkt der Anblick einer unserer neuzeitlichen gewaltigen Dampfturbinen auf uns ein. Aus ihrer rundlichen Metallkapsel ragt fast nur die Kraftwelle hervor,

bereit, auf das einfache Drehen eines Handrades hin, den gewaltigen, tausend und mehr Pferden gleichzusetzenden Kraftstrom in nutzbringende Arbeit zu wandeln.

Auch die Dynamomaschine, welche im Bunde mit ihrem Zwillingbruder, dem Elektromotor, das Wirtschaftswesen in gleichem Maße umzuformen beginnt wie im anhebenden 19. Jahrhundert die Dampfmaschine, zeigt eine ähnliche, wenn auch lange nicht so tiefgreifende Wandlung zum Schlichten aber Großen. Man vergleiche nur einmal die Abbildungen dieser wichtigen Behelfe aus einem älteren Konversationslexikon oder Lehrbuche der Physik mit jenen, welche uns etwa die jüngste Werbeschrift einer unserer führenden Elektrizitätsfirmen zeigt.

Weit mehr aber noch als die alte Dampfmaschine von den modernen Kraftriesen weichen einzelne Vorläufer der zurzeit so beliebten Karteien von der jetzigen, höchst einfachen Ausführung der letzteren ab. Wir wollen hier beileibe nicht auf das Reichsarchiv des altperischen Wüterichs Ramphses zurückgreifen, das in den festen Burggewölben der Sommerresidenz Ebatana sorgsam gehütet wurde. Seine tausend und aber tausend eng mit Keilschriftzeichen bedeckten Tontäfelchen waren zwar ganz in der Art einer Kartei geordnet. Diese Zeit liegt uns aber zu fern, um zum Vergleiche herangezogen zu werden. Hierzu wählen wir lieber eine jener schnurrigen Vorrichtungen, von denen uns noch zwei aus der Zeit des Rokoko überkommen sind, jener Zeit, wo Serenissimus noch in Fleisch und Blut seinen wenig umfangreichen Staat regierte. Teils dem Zuge der damaligen Zeit folgend, teils aber, wenn auch seltener, aus echter Liebe zu den Wissenschaften legten die Potentaten jener Epoche großen Wert auf die Ausstattung ihrer Büchereien. Der eine von ihnen ersann sogar eine Verbesserung der neu erfundenen Katalogmaschine, die auf Tausenden von Einzelblättchen das zierlich mit dem Gänsekiel geschriebene Verzeichnis der Bücherschätze dem Suchenden darboten.

Zwei dieser sonderbaren Vorrichtungen wurden vom Strom der Zeit nicht hinweggespült. Sie erregen noch jezt in den Büchereien zu Wernigerode und Wolfenbüttel die Verwunderung fremder Besucher. Nachstehend sei die erstere an dieser Stelle etwas ausführlicher beschrieben.

Die weit über manns hohe Vorrichtung, Bild 1 und 2, läßt sich am besten mit einer besonders niedrigen, dafür aber um so breiteren russischen Schaukel vergleichen. An Stelle der Gondeln sind jedoch zwischen den beiden seitlichen großen Reifen in gleichen Abständen ringsherum 8 pultartige Bretter eingehängt. Die Reifen, ebenso wie die anderen Teile des klobigen Gerätes, sind mit leidlicher Genauigkeit aus Eisen geschmiedet und sauber befeilt. Sie haben 175 cm Durchmesser und drehen sich mit allem, was drum und dran hängt, um eine durchgehende, gleichfalls schmiedeeiserne, ruhende Viertantachse von 5×5 cm Querschnitt. Jeder der beiden großen Koppreifen besitzt acht flache eiserne Speichen. Es galt nun, die Pultbretter, welche durch Zapfen, die in ihre Koppenden eingeschlagen wurden und in je einer korrespondierenden Speiche des linken und des rechten Reifens leicht drehbar befestigt waren, so mit den letzteren in Verbindung zu bringen, daß beim langsamen Drehen der Reifen zwar ein Pultbrett nach dem anderen sich dem Benutzer in bequemer Brusthöhe darbot, dabei aber doch, trotz seiner Umlaufbewegung stets den gleichen spitzen Winkel mit der Wagerechten beibehielt, so daß die auf den schwach geneigten Pultflächen liegenden Bände nicht herunterfallen konnten. Wenn uns nun auch jezt die weitläufige Maschinerie anmutet, als ob man mit Kanonen nach Sperlingen schösse, so können wir doch dem biedereren, alten Schlossermeister, der diese nicht ganz leichte Aufgabe in folgender sinnreicher Weise löste, unsere Anerkennung nicht versagen.

Auf der unbeweglichen vierkantigen Mittelachse ist nämlich ein geschmiedetes eisernes Zahnrad festgekeilt, welches 56 Zähne besitzt. Es hat seinen Platz unmittelbar vor dem rechten großen

Reifen. Jede von den acht Speichen des letzteren trägt nun zwei kräftige Zapfen, die sich in Buchsen, welche in den Speichen angebracht sind, drehen können. Wir haben als $2 \times 8 = 16$ Zapfen. Jeder der letzteren ist mit einem Zahnrade vernietet, und zwar auf jeder Speiche ein kleineres und ein großes Zahnrad. Die kleineren Zahnräder haben je 30 Zähne und kämmen alle acht in das feststehende Hauptrad der Mittelachse ein. Die acht größeren Räder haben, genau wie das letztere, 56 Zähne und stehen ihrerseits im Eingriffe, ein jedes mit dem kleineren auf seiner Speiche. Jeder Zapfen der ersteren ist aber über seine Buchse hinaus etwa um eine Spanne verlängert und hier zu einer schlanken Viertantspitze ausgeschmiedet. Diese ist in die Stirnfläche des zugehörigen Pultbrettes eingetrieben und dient ihm als Träger an seinem einen Ende, während der Zapfen am anderen Ende des Brettes lediglich in ein Loch der entsprechenden Speiche des linken Reifens eingepaßt ist. Eine Umdrehung der acht größeren Zahnräder überträgt sich also auf ihre Zapfen, und durch diese auf die Pultbretter. Das gesamte Räderwerk, das, wie gesagt, zur Rechten des Beschauers angebracht ist, hat die Gestalt eines achtfachstrahligen Sternes, in dessen Zentrum das unbewegliche Mittelrad sitzt.

Wird nun das ganze System in Umlauf versetzt, so kann zwar das auf der ruhenden Mittelachse festgekeilte Zahnrad die Drehung nicht mitmachen. Dafür rollen sich aber die acht kleineren, auf den Speichen sitzenden und in das Mittelrad eingreifenden Zahnräder auf ihm ab, bzw. es drehen sich ihre Zapfen in den Buchsen, während sie im Kreise herumgeführt werden. Jedes von ihnen zwingt nun seinerseits das mit ihm in zwangsläufiger Verbindung stehende äußere größere Zahnrad ebenfalls zu rotieren.

Eine einfache Ueberlegung zeigt uns nun, daß bei diesem Vorgange jedes Pultbrett zwar im Banne des beschriebenen Radsystems im Kreise herumgeführt wird, daß es aber, da die

Endglieder des letzteren die gleiche Zähnezahl wie das gemeinsame feste Mittelrad besitzen, seinen ursprünglichen schwachen Neigungswinkel auf das genaueste beibehalten muß, rechts oder ob es bei seinem Kreislaufe oben oder unten, rechts oder links anlangt. Ebensovienig wie die Fahrgäste einer russischen Schaufel aus ihren Gondeln stürzen, können also die Gegenstände, welche auf den Pultbrettern liegen, von diesen herabfallen, wenn die Karteimaschine sich dreht.

Dem Erfinder dieser merkwürdigen Maschinerie muß nun wohl dunkel etwas vorgeschwebt haben, was etwa der neuzeitlichen Verwendung von Einzelzetteln auf Steispapier, die zu Karteien zusammengestellt sind, um die starren Katalogbände zu ersetzen, entspricht. Trotz seiner augenscheinlichen Lust am Erfinden ungewöhnlicher Behelfe konnte er sich aber nicht ganz aus dem altgewohnten Gleise entfernen und verfiel daher auf folgendes schnurrige Kompromiß zwischen dem festen Bande und der losen Einzelkarte.

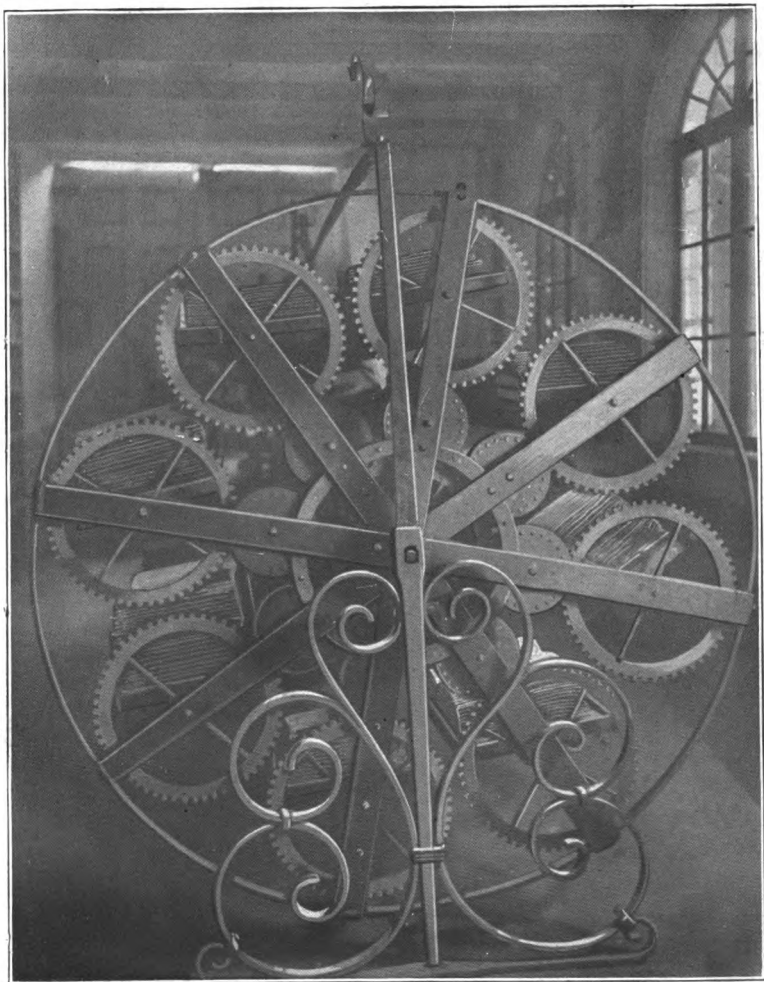
Auf jedem der acht Pultbretter liegen vier stattliche in Pergament gebundene Folianten, von denen einer in Bild 3 gezeigt ist. Ihr Inhalt besteht aus je 200 leeren Blättern jenes verbeulenden, halbrauen Büttenpapiers, welches wir in den jetzigen Zeiten der elenden Ersatzstoffe nur mit Neid betrachten können.

Die Katalogangaben über die einzelnen Werke des damaligen Bücherbestandes sind nur mit den ein wenig verschnörkelten Zügen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gar fein und zierlich auf reichlich fingerlange Zettel von dem gleichen edlen kräftigen Papier vermerkt. Um diese aber nach Bedarf und Wunsch auswechseln sowie Ausmerzungen oder Einschübe vornehmen zu können, sind sie nicht etwa in die Bücher eingeklebt, sondern werden von Papierstreifen gehalten, die ihrerseits durch Zwirnsfäden befestigt sind. Die Weise, wie letzteres erzielt wird, ist so bezeichnend für den „tiffeligen“ Sinn des Erfinders, daß wir sie ein wenig näher beschreiben wollen.

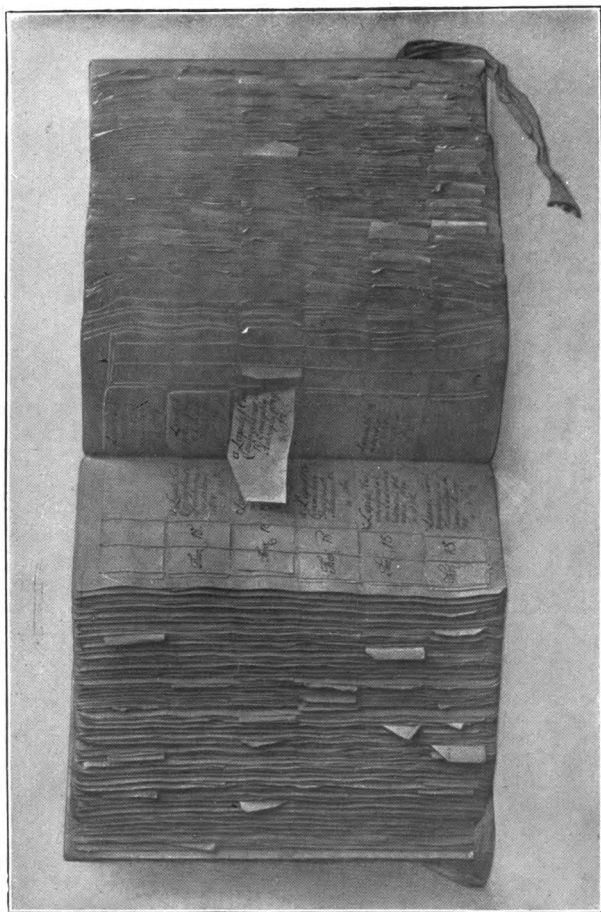
Jedes Blatt der Katalogbände wird nämlich in der Nähe des rechten und linken Randes von je drei derben Hanffäden durchzogen, die von oben nach unten laufen. Der einzelne Faden kreuzt sich, ähnlich wie die Schnürsenkel unserer Schuhe, mit seiner eigenen Verlängerung in sechs Löchern, die senkrecht übereinander durch die Katalogseiten gestochen sind und bildet somit auf jeder Blattseite sechs senkrecht übereinander liegende sich berührende Schlaufen. Da, wie gesagt, rechts und links je drei Fäden auf diese Weise das Papier durchschlängeln, haben wir also im wagerechten Sinne ebenfalls je sechs Schlaufen, die in ihrer Mitte einen größeren freien Raum lassen. Wenn nun der Erfinder seine Bücherzettel so eingerichtet hätte, daß sie rechts und links in die Fadenschlaufen eingeschoben werden konnten, so wäre dies noch halbwegs vernünftig gewesen und hätte den erstrebten Zweck leidlich erfüllt. Augenscheinlich erschien ihm dies zu naheliegend und einfach. Er verfiel daher auf den verzwickten Gedanken, zuerst rechts und links je einen steifen Papierstreifen, der von oben bis unten reicht, durch die Schlaufen zu ziehen und seine vorstehende freie Kante erst zum Halten der Bücherzettel zu verwenden.

Es leuchtet wohl ein, daß diese lockere Verbindung nur bei der aller sorgsamsten Behandlung standhalten kann. Unter den Händen ängstlich behutsamer Bibliothekare hat sie sich trotzdem fast ein Jahrhundert lang bewährt. In einer öffentlichen Bücherei aber würde sie in kürzester Frist außer Rand und Band geraten. Auch macht das Umsteden der Zettel, wenn Platz für eine größere Anzahl von Neuerwerbungen gewonnen werden soll, eine Heidenarbeit.

Vielleicht daß außer der Macht der Gewohnheit auch die im übrigen durchaus berechnete Ehrfurcht vor dem verdienstvollen gräflichen Besteller dazu beitrug, daß diese Marotte so lange im Gebrauch verblieb.



Drehbare Kartothek, Fürstl. Bibliothek, Weimarerode
 (Bild 2 zu „Eine Karte aus der Rotokzeit“)



Ein Band der drehbaren Kartothek in der Fürstl. Bibliothek zu Wernigerode
(Bild 3 zu „Eine Kartet aus der Kofkoffett“)

Unseres Wissens haben sie sich als bloße verstaubte Merkwürdigkeiten nur in der Staatsbibliothek zu Wolfenbüttel und in der Fürstlichen Bibliothek zu Bernigerode erhalten. Dem verdienstvollen Leiter der letzteren, Dr. Herse, sei hierdurch für die Bereitwilligkeit, mit der er die genaue Aufnahme der dortigen Katalogmaschine förderte, gedankt. Sie steht in einem Nebenraume des Bibliothekgebäudes im Lustgarten und hat zwei gleich große Teile. Jeder hat acht Pultbretter, zu je vier Bänden mit je zweihundert Blättern. Auf jeder Blattseite ist Raum für sechs Bücherzettel.

Die Einrichtung kann also höchstens die Zettel für $2 \times 8 \times 4 \times 200 \times 2 \times 6 = 153\,600$ Bücher fassen, eine Zahl, die schon lange bedeutend überschritten ist. Die Maschine führt jetzt in ihrem stillen Winkel ein beschauliches Dasein. Nur hin und wieder setzt die Hand eines Bibliotheksbeamten sie bei der Führung von Fremden in Umdrehung, um wieder einmal den Beweis zu liefern, daß der wahre Fortschritt meistens vom Verwidelten zum Einfachen leitet.

Das Kraft habende, jetzige Verzeichnis der Bücher ist natürlich auf Einzelzettel, die übersichtlich und sorgsam geordnet in Kästchen stehen, niedergeschrieben.

Aus „Prometheus“, Zeitschrift für Technik, Wissenschaft und Industrie. Verlag Dr. Ernst Valentin



1921

Jahreszahl „1921“ auf dem Umschlag
des Fest- und Auslandheftes 1921 der Zeitschrift
„Der Papierfabrikant“

Inhaltsübersicht

*

	Seite
Die Zeugtiste (Einführung)	5
Günther Zainer, Augsburgs erster Drucker. Von Museumsdirektor Prof. Dr. Albert Schramm, Leipzig	9
Der Buchdrucker · Der Schriftgießer	16
Der erotische Bücherwurm. Von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig	17
Sinnsprüche über Bücher	24
Ein zeitgemäßer Verlagsprospekt	25
Der Druckfehlerteufel. Von Dr. G. A. E. Bogeng, Bad Harzburg	27
Die Omega-Strahlen. Von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig	49
Landstnechts-Brief. Von Arthur Silbergleit	62
Ältestes bekanntes Buchdruckerlied aus dem Jahre 1582	65
Farbspielzeuge. Von Dr. H. L. Stoltenberg, Berlin	67
Wundertiere und Fabelmenschen. Von Dr. Erich Junkelmann, Leipzig	76
Opfer des Buches. Von Heinrich Schwarz, Leipzig	89
Litterarische Ausländerei. Von Carl Otto Eisenbart, Kassel	100
Der schöne Mensch. Von Rudolf Engel-Hardt, Leipzig	105
Seltfame Bücher	112
Fisches Nachtgesang	113
Edeln durch Materialdurchgeistigung	114
Die Biedermeter-Illustration. Von Prof. Dr. Julius Zettler, Leipzig	115
Der Druckherr. Von Dr. Alfred Heller, München	121
Die schammade	132
Im Farbspielhaus. Von Dr. H. L. Stoltenberg, Berlin	133
Über'm Höllenofen. Von Dr. Otto Goldmann, Leipzig	137
Befrahte und belohnte Bücher	152
Eine Bauernbuckerei. Von G. Köntner, Berlin-Steglitz	153
Die Leipziger Buchdruckerordnung vom Jahre 1606. Von Dr. Carl Wunderlich, Leipzig	163
Eine Kartei aus der Kokokezeit. Von Carl Breuer, Wernigerode	171

*

DATE DUE

090 Z62 1922



3 5556 001 044 460

070864

090
Z62
1922

